



Die Zukunft.

Berlin, den 8. Juli 1899.

Der Kaiser im Reichstag.

S

Herr Alfred Dreyfus, der nun wieder Artilleriehauptmann ist, sitzt, neben seinem früheren Inquisitor, dem Oberstlieutenant du Bath de Clau, im Militärgesängnis der guten Stadt Rennes und harrt hoffend auf den Tag des Gerichtes. Wie er bei der Bandung in Lorient aussah, welche Farbe sein Haar, sein Hut und sein Anzug hatte, wie es um seinen Appetit und sein Nervensystem bestellt ist und welche Rührungsstadien seine in Halbtrauer gekleidete Frau Lucie durchmachen mußte: Alldeutschland hat es, sammt der Minutenziffer, die dem Heimkehrenden die erste Thräne entfliehen sah, pünktlich erfahren und könnte sich jetzt eine Weile vielleicht ohne Schnüfflerberichte über die bebauernswerte Chauvinistenfamilie behelfen. Die belgischen Putsche, die Leopolds schwächliche Schergen schnell in Chamabenstimmung schreckten, haben dem Hundstagsbedürfniß der Reporter nicht den erschienen Stoff geliefert; und von den Bestialitäten, die, unter der tönenden Devise Sempre avanti Savoia, von den im unglücklichen Lande der Römer lächeligen strupelloß begangen werden, spricht unsere der italischen Schandherrschaft holde Presse nicht gern. Auch die tumultuarischen Roheiten, deren Schauplatz die Kohlenstadt Herne ein paar Tage lang war, konnten Verständigen nun wieder einmal beweisen, wie bedenklich das Vordringen slavischer Arbeitermassen in den deutschen Westen ist und wie wundersam dunkel die Wege sind, auf denen das Material für die Buchhausvorlage und deren etwa noch zu zeugende Geschwister gesucht wird. Und da, während ich schreibe, das Schicksal der preußischen Kanalvorlage noch nicht entschieden und die Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes, daß eine in Preußen bevorstehende

Ministerkrisis ankündet, aus der Ferne nicht zu kontrollieren ist, so bleibt in dem Wochensbuch der Chronika diesmal nur ein dem auf Holzpapiereindrücke angewiesenen Betrachter wichtig scheinender Vorgang: die Fälschung einer Rede des Reichstagspräsidenten.

Graf Ballerstrem, der, als Vertrauensmann der numerisch stärksten und politisch gewandtesten Partei, dem Reichstag präsidiert, hat für seine Geschäftsführung den Grundsatz aufgestellt, Reden des Kaisers dürfen, so lange ihre Form nicht amtlich beglaubigt ist, in der Debatte nicht erörtert werden. An diesen Grundsatz erinnerte er, als bei der ersten und hoffentlich letzten Berathung der Buchthausvorlage der Abgeordnete Noeside, der Bruder des Agrarierführers, über die oeynhäuser Rede des Kaisers zu sprechen begann. Herr Noeside ist ein modern empfindender, gescheiter Industriekapitän ohne Scheusalappen und Patriarchenbeschränktheit; der König von Saarabien, der sich zum Heiland der sozialistisch verseuchten Welt berufen wähnt, haftet ihn fast mehr noch als den Apostaten von Herrnsheim, — und dieser grimme Horn ist für einen Industriellen heutzutage eben so ehrenvoll wie für einen Publizisten der Haß der im Dienst der Schwarzen Kunst auf Meinungsplantagen frohndenden Kulishaaß: der dessauer Abgeordnete war gegen die Rüge gewappnet. Er wies auf eine Nummer des Reichs- und Staatsanzeigers, in der die oeynhäuser Rede veröffentlicht worden war, und nahm, unter Berufung auf den früheren Standpunkt des Präsidenten, das Recht in Anspruch, diese Rede in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen. Graf Ballerstrem fand diese Auffassung korrekt; er sagte ungefähr — am Strand der Weichsel kann ich den Wortlaut nicht leicht feststellen —, da die Rede offiziell mitgetheilt sei, dürfe sie auch im Reichstag besprochen werden. Als aber das gebruckte Sitzungstenogramm erschien, las man staunend, der Präsident habe hinzugefügt, die Besprechung sei nur statthaft, wenn die Rede im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gestanden habe. Gilt dieser Grundsatz, dann ist, da die Reden des Monarchen beinahe niemals im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gedruckt werden, jede parlamentarische Erörterung kaiserlicher Aussprüche unmöglich gemacht. Hatte der schlesische Graf, der eben erst den Uebergriff des durch das warnende Voetticherbeispiel geschreckten grauen Bureauleuten Breslau so fein und wirksam zurückgewieß, sich nun doch dem Flehen der Excellenzen gebeugt und ein Grundrecht der seiner Hüt anvertrauten Körperschaft lässig geopfert? Er sagte laut und deutlich: Nein; ich habe den seltsamen Satz weder gesprochen noch dem Stenogramm zugefügt; er ist im Bureau des Reichstages ohne mein Wissen ein-

geslickt worden. Da Graf Ballestrem nie einer unehrenhaften Handlung schuldig erkannt wurde, darf man nicht glauben, er habe ein häßliches Doppel-spiel getrieben, zuerst den Versuch einer den Machthabern wohlgesälligen Abschwächung seiner Worte gewagt und dann, als das Entrüstungstürmchen losbrach, die Schuld behend auf den geringeren Mann geworfen. Wir haben also mit einer im Reichstagsbureau verübten groben Fälschung zu rechnen. Jemand ein magerer Sündenbock, den die Suchenden wohl flink finden werden, wird dafür büßen müssen. Wer aber, nach altem Kriminalistenbrauch, fragt, cui bono die Fälschung geleistet wurde, Der wird nicht lange von Zweifeln über die Ursprungsregion des Frevels geplagt werden.

Wider den annoch unentdeckten Instigator des Fälschers ist mit läblichem Eifer gewettet worden. Aber mit einem Verfahren gegen Unbekannt darf die Sache nicht abgethan scheinen. Daß sie möglich wurde, daß ein feiger Lakai sich erfreuen konnte, dem Reichstagspräsidenten den Text zu verbessern, um die letzten Reste männlichen Muthe aus dem Parlament zu fästriren: darüber wird kein unbefangener, ungeblendetes Beobachter unserer Zustände sich heute noch wundern. Der Begriff der Unmöglichkeit ist aus der deutschen Politik längst getilgt; und namentlich in der höfischen Sphäre kann das gestern noch Unwahrscheinlichste schon morgen Ereigniß werden. In einer Zeit, wo preußische Minister sich nicht gescheut haben, dem bedrängten Herrn von Voetticher mit dem denkwürdigen Attest beizuspringen und, als es in Schnabel zerstört war, mit ehrbarer Miene zu schweigen,— in einer Zeit, wo Abgeordnete, ohne den leisesten Widerspruch zu wecken, über den Versuch amtlicher Beeinflussung ihres Votums klagen können, wo die der Hofpolitik ernsthaft und anständig Opponirenden wirtschaftlich boykottirt, gerichtlich benutzt und, wenn es irgend angeht, eingesperrt und in ihrem Lebenszentrum getroffen werden, — in einer solchen Zeit, die, trotz Riautschou und dem Karolinenquark, die schreckenden Züge caesarischer Niedergangsepochen trägt, kann aus dem Gesinde leicht Einer glauben, der Zweck, den Monarchen vor kritischer Anfechtung zu schützen, heilige sogar das unsaubere Mittel der Fälschung. Und es wäre nur ein niedlicher Wit, wenn unter dieser Tafel, die Naive für eine jesuitische Erfindung halten, jetzt ein Bewunderer und Verbündeter des Jesuitenordens zu leiden hätte. Sehr viel ernster und beträchtlicher ist aber die Frage, ob der vom Grafen Ballestrem wirklich verfündete Grundsatz heute noch haltbar ist, ob es sich also empfiehlt, den Brauch zu bewahren, der das Thun und Reden des Monarchen, so weit es nicht durch amtliche Beglaubigung gedeckt ist, aus dem Bereich der parlamentarischen Redefreiheit scheidet.

Dieser Brauch streckt seine tiefsten Wurzeln bis in die mythische Zeit, da Jahwe seinen Diener Samuel vor dem von Israel ersehnten König mit den Drohworten warnen ließ: „Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu den Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig; und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen; und zu Schnittern in seiner Ernte; und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Acker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinsten Jünglinge und Eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von Eurer Saat, Euren Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten nehmen und Ihr müsst seine Knechte sein.“ Von einem König, dessen Regiment so gefürchtet, dessen grausen, durch keine Schranken abgegrenzte Gewalt von den Bittenden so empfunden wurde, sprach man nicht gern. Wie das blind waltende, blind wütende Verhängniß hockte er unter dem goldenen Reif, einsam und unnahbar auf steiler Höhe, deren Untersicht der Schrecken dräuend beschirmte. Sein Name ward niemals genannt. Schon beim Erinnern an ihn senkten sich alle Häupter und die bleiche Lippe raunte betend fromme Sprüche. Diese mystische Auffassung des Königthumes währte recht lange, bis weit in die modern genannte Epoche hinein; mit Karl Stuart und Ludwig Capet ist sie ins Grab gesunken und spukt nur noch durch asiatische Despotien. In Europa entschloß man sich, da der durch Hinrichtung oder Meuchelmord gemilderte Absolutismus dem Gebürtigen nicht mehr entsprach, zu dem Versuch, die Monarchie durch ein festes Gitter vor den schädlichen Trieben schlechter Monarchen zu schützen. Damit der König nicht fürder mehr Unrecht thun könne, wurde ihm die Möglichkeit genommen, ohne die Hilfe seiner dem Volke verantwortlichen Minister überhaupt etwas zu thun. Er mußte sich bemühen, für die Durchführung seiner persönlichen Pläne die Minister zu stimmen, und hatte, wenn dieses Mühlen mißlang, nur das Recht, andere Männer in den Rath zu rufen und bei ihnen aufs Neue sein Heil zu versuchen. So blieb er, wie im Felsbe dem Kugelregen, den Pfeilen und Schleudern der Redner und Schreiber entrückt und konnte, als ein ungesährdet und unparteisch Thronender, in stetiger Ruhe das Wohl des Landes verwesen; und so entstand der oft falsch gebeutete Satz, ein König könne nicht Unrecht thun. Dieses Verhältniß zwischen Fürst und Nation, das fromme Briten in den Tagen der Stuarts auf den theocratischen Begriff des Vertrauens gründen wollten, beruhte in der gemeinen

Wirksamkeit auf einem Vertrag, der beiden Kontrahenten Rechte und Pflichten vorschrieb. Der König verpflichtete sich, den fest umhegten Kreis seiner Privilegien nicht zu durchbrechen und nie auch nur oratorisch von der stolzen Höhe herabzusteigen, die ihm jetzt nicht mehr von einem geheimnisvollen Gott, sondern von einem sichtbar wimmelnden Volk eingeräumt war. Und dieses Volk verpflichtete sich, den König in seiner geschäftigen Einsamkeit nicht zu belästigen, den Privatmann seinem Geschmack und seiner Neigung folgen zu lassen und die Kritik politischer Vorgänge nicht gegen den unverantwortlichen Repräsentanten des Reiches, sondern gegen dessen verantwortliche Rathgeber zu richten. Dabei galt als Voraussetzung, daß diese Rathgeber Männer von eigenem Willen und starker Überzeugung seien, die nie, um sich dem Regenten gefällig zu zeigen, von dem ihnen richtig schneidenden Weg auch nur um eines Schrittes Breite abweichen und in dem Augenblick von ihrem Polsterstuhl steigen würden, wo es ihrem Gewissen nicht mehr möglich wäre, dem Planen des Monarchen ihre schützende Unterschrift zu leihen.

Ist der Beweis nöthig, daß diesem Verfassungsideal der im Deutschen Reich herrschende Zustand schon längst nicht mehr entspricht? Glaubt etwa ein Erwachsener, daß die Entlassung Bismarcks, die Verkürzung der Dienstzeit, das Streben, Frankreichs Freundschaft zu gewinnen, die Turkophilie, die Festlegung des deutschen Ansehens auf der russisch-britischen Meeresfläche, die Sozialisten-, Polen-, Welfen- und Samoa-Politik, daß von der Marinemehrung bis zur Einführung der rothen Offizierhandschuhe und der Capes irgend eine wichtigere Maßregel nicht der persönlichsten Initiative des Kaisers entstammt? Und giebt es irgend ein Gebiet menschlicher Betätigung, über das Wilhelm der Zweite nicht schon seine Ansicht ausgesprochen, auf dem er das Ziel seines Wunsches nicht schon gezeigt hätte? Das mag den einen erfreulich, den Anderen bedenklich dünken: in einer mündigen Volkheit kann keiner Denken, die berufen sind oder sich berufen wähnen, für das Gemeinwesen zu wirken, das Recht bestreiten, auf so lebhafte und vielfache Regelungen des Reichsvertreters zu reagiren. So lange es ihm gelingt, seine Wünsche in Gesetzentwürfen niederzulegen, für die Kanzler und Minister die Verantwortung tragen, muß man sich an diese berathenen Berather halten, — und über deren Willensstärke und Selbständigkeit sich im Stillen Gedanken zu machen, ist sogar in Deutschland keinem Bürger verwehrt. Tritt aber der Monarch persönlich hervor, stellt er sich, in rühmender oder tabelnder, anfeuernder oder zürnender Rede, auf den Standpunkt einer Partei, Klasse, Gruppe oder Genossenschaft, dann muß solcher Rede, die doch kein

ins Leere verhallender Monolog sein soll, auch die Gegenrede folgen, die anregende, das Licht von mehr als einer Seite zulassende Diskussion. Und da unsere Pressefreiheit nur auf dem Papier steht, da man, ohne Gefahr für Leib und Leben, das Empfinden der ernsten Monarchisten nicht mehr in vernehmbare Worte fassen darf, so giebt es für solche Diskussion nur noch eine sichere Stätte: den staatsanwaltlichen Kaiser verriegelten Reichstagsaal. Dort darf, dort muß über die zahlreichen Reden des Kaisers gesprochen werden, wenn die Debatte nicht in die alberne Heuchelei hinabsinken soll. Wer — um nur Tagesfragen zu berühren — die Genesis der Buchhausvorlage und des Rhein-Elbe-Kanalplanes beleuchten will, Der muß, wenn er nicht Lügen stammeln soll, aussprechen dürfen, daß kein Minister und kein Staatssekretär an diese ungewöhnlich wichtigen Gesetzentwürfe dachte, bis der Kaiser ihre Ausarbeitung befahl. Wäre die hastige Lauheit, womit sie im Parlement vertreten wurden, sonst zu erklären?

... Herr Alfred Dreyfus sitzt im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und Alddeutschland hätte ein paar Wochen Zeit, an seine eigene Affaire zu denken, in der ja auch schon mit Fälscherkünsten gewirthschaftet wird. Graf Ballerstrem, der als Reichstagspräsident Gewandtheit, Muth und Humor gezeigt hat, verkennt seine Aufgabe, wenn er annimmt, er müsse der Kritik kaiserlicher Reden noch engere Schranken ziehen. Die Sorge dafür, daß der Text solcher Reden richtig mitgetheilt wird, ist Sache des Kanzlers. Sind die Reden einmal bekannt, dann müssen sie auch in den parlamentarisch üblichen Formen erörtert werden; sie, gleich schamhaft zu bergenden Unvorsichtigkeiten, totschweigen, hieße, den gefründeten Redner herabsetzen. Wer den in stiller Verborgenheit bewährtem Rath folgenden ersten Kaiser mutwillig in die Debatte zog, Der machte sich einer Taltlosigkeit, der schlimmsten Kulturtotzünde, schuldig. Wer die Reden Wilhelms des Zweiten unbeantwortet wissen will, Der beweist, daß er das politische Leben eines großen Reiches mit dem Regattalärm der Kieler Woche verwechselt und den Wunsch hegt, das Wahrheit kündende Echo kaiserlicher Reden nicht in das Ohr des Monarchen bringen zu lassen.



Eine kleine Inventur.

Sie Entwicklung schreitet schnell und das Aussehen der Welt ändert sich täglich. Das nötigt dazu, von Zeit zu Zeit die aufgestapelten Lehre und Thatsachenverzeichnisse zu revidiren und festzustellen, was davon noch gilt, was unhaltbar geworden, was neu hinzugereten ist. Wenn ich eine solche Inventur auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete in einer Zeitschrift vorzunehmen versuche, so versteht es sich von selbst, daß ich mich auf die allerhauptssächlichsten Haupthächen beschränken muß und nur ein dürrer Geippe liefern kann; wer meine Schriften gelesen hat, wird es aus seiner Erinnerung mit Fleisch und Blut bekleiden.

Die wichtigsten der Erkenntnisse, die uns die nationalökonomische Forschung von Adam Smith bis auf Marx und Rodbertus hinterlassen hat, beziehen sich auf den Tauschwert, auf die Krisen und auf den Kapitalbegriff. Von allen den Tausch- oder Verkehrswerten bildenden Faktoren ist die Arbeit der wichtigste. Daraus folgt, daß die fortschreitende Technik die Waaren durch Arbeitersparnis fortwährend entwerthen, wohlheiter machen muß, wie sie es ja zur Freude aller Konsumenten und zum Jammer aller Produzenten wirklich thut. Nur die nicht beliebig vermehrbaren Waaren machen eine Ausnahme von dem Gesetz, daß der Preis der Waaren, so weit nicht Monopole störend eingreifen, mit dem zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeitsquantum steigt und sinkt; und jene Waaren, wie Qualitätweine und Gemälde alter Meister, sind keine Gegenstände des Massenbedarfs. Daraus folgt, daß die Befriedigung dieses Bedarfs immer leichter wird und daß die Utopien der Sozialisten, von der technischen Seite gesehen, keine Utopien sind. Wenn ein Gegner des Sozialismus einwendet: „Das Leben ist mit durch billigere Nahrungsmittel und Vergleichern nicht wesentlich leichter geworden“, so hat er damit freilich Recht, weil den Ermächtigungen Erschwerungen gegenüberstehen, die aus unserer Gesellschaftsordnung entspringen; wenn z. B. der Gehalt eines Beamten verdoppelt wird und zugleich der Waarenpreis auf die Hälfte herunter geht, daß Realeinkommen des Mannes also auf das Vierfache steigt, so zwingt ihn die Rücksicht auf das Standesgemäßse, sechsmal mehr Aufwand zu machen, als er früher machte — wenigstens bildet er sich Das ein —, und er ist übler dran als vor der Gehaltserhöhung. Aber jener Antisozialist hat Unrecht, wenn er fortfährt: „Würde die Maschine zehn Weizen Korn, wo früher eine wuchs, und fünf Stück Vieh, wo wir früher eins aufgezogen haben, aus dem Boden zu stampfen, dann allerdings stünde es anders.“ Iwar nicht zehn, aber zwei bis drei Weizen gewinnt heute die rationelle Landwirthschaft dem Boden ab, wo einst nur eine wuchs; würden

Deutsche die Herren des russischen Bodens, so würden sie ihm das Zehnfache seines heutigen Ertrages abgewinnen und die Russen hätten als Knechte der Deutschen keine Hungersnoth mehr zu erdulden; und kann auch die Maschine weder Korn noch Vieh aus dem Boden stampfen, so schafft sie uns dafür das in entfernten Agrarländern gewachsene Korn und Vieh wohlfeil herbei. Die Klagen der Agrarier aller Kulturstaten beweisen, daß von dieser Seite her der Verwirklichung der Utopie kein Hinderniß im Wege steht.

Was hindert Das ist die kapitalistische Produktionordnung, die den Reichtum zur Quelle der Noth macht und die Gesellschaft aus einer Krise in die andere schleudert. Wenn unmittelbar für den Verbrauch, zur Befriedigung der Bedürfnisse der Produzenten, produziert würde, wie es in der antiken Orienwirtschaft und auf dem mittelalterlichen Großgut geschah, so würde jeder Fortschritt der Technik alle an der Produktion Beteiligten bereichern, denn alle würden um weniger Arbeit eine größere Menge von Gütern haben; und, sagt der alte Adam Smith, so viel oder so wenig Güter ein Mensch, eine Nation zu verbrauchen hat, so reich oder so arm ist er oder sie. Wären alle Güter ohne Arbeit zu haben, wie jetzt noch an den meisten — nicht an allen — Orten die Lust, wären sie also nach dem Sprachgebrauch unserer gelbwirtschaftlichen Tauschgesellschaft völlig entwertet, wertlos, so wäre die Menschheit unendlich reich. Nun aber produziert bei uns der Tuchweber das Tuch nicht, um es selbst zu tragen, er produziert es auch nicht, um Andere damit zu kleiden — geschieht Das, so ist es ein für ihn ganz gleichgültiger, unbehäblicher Erfolg —, sondern er produziert es, um Geld daraus zu lösen, und erst mit diesem Gelde verschafft er sich die Waaren, die er selbst braucht. Ob das Tuch, das er verfaust, wirklich verbraucht wird, ob vielleicht Uniformen daraus gemacht werden, die in irgend einem Depot für einen zukünftigen Krieg aufbewahrt und von Mäusen gefressen werden, ob die Ballen beim Transport ins Wasser fallen und auf dem Meeresgrunde liegen bleiben: Das ist ihm, wenn er nur sein Geld kriegt, ganz gleichgültig. Nur insofern interessiert ihn die Bedürfnisbefriedigung im Allgemeinen, als, wenn nicht überhaupt Tuch getragen würde, auch das Tuch, das er produziert, nicht gefaust werden würde. Da aber Jeder nicht für seinen und der Seinigen Bedarf, sondern für den Markt produziert, wird dadurch Jeder mit Jedem in einen unödlichen Interessenkonflikt verwickelt. Jeder Produzent muß wünschen, daß die Waare, die er selbst produziert, hoch im Preise stehe, zugleich aber, daß alle die anderen Waaren, die er als Konsument kaufen muß, wohlfeil seien; sinken diese anderen Waaren auf die Hälfte ihres Preises, so bedeutet Das die Verdoppelung seines Einkommens, während jeder Preisfall seines Produktes sein Einkommen vermindert. Aber während er wünschen muß, daß dieses

Produkt auf dem Markte seinen Preis behalte oder noch im Preise steige, muß er zugleich wünschen, den Theil davon, den er selbst produziert, mit verbesserten Technik, also mit weniger Arbeit, d. h. wohlfeiler, herstellen zu können. Das gelingt ihm vielleicht und er vermag sich durch ein Patent das Monopol dieses Vortheils eine Weile zu sichern; sobald aber der Vortheil Gemeingut aller Tuchfabrikanten wird, wird nicht nur sein Tuch für ihn, sondern alles Tuch für den Markt wohlfeil und der Vortheil schlägt für ihn wie für alle seine Produktiongenossen in Nachtheil um. Den durch Preisfall erlittenen Verlust sucht jeder durch Steigerung der Produktion einzubringen; dadurch steigert er aber nur den Preisdruck, der zu weiterer Anspannung des technischen Raffinements und der Produktionvermehrung spornet, bis der Markt übersättigt und der Stach da ist. So arbeiten die Produzenten jeder Art mit sieberhafter Hast an ihrem eigenen Ruin; auffälligstes Beispiel: die deutschen Zudertücher. Endlich muß jeder Fabrikant sich selbst bedürfnislose Arbeiter wünschen, damit sie, mit geringem Lohn zufrieden, ihm einen großen Reingewinn lassen, die Arbeiterschaft im Allgemeinen aber muß er so begehrlich und anspruchsvoll wie möglich wünschen, damit sie Lohnanhöhungen durchsetze und durch massenhafte Nachfrage nach seinen Fabrikaten deren Preis in die Höhe treiben. Haben sich die Fabrikanten eines Produktionzweiges auf den Export eingerichtet, dann wünschen sie, daß alle inländischen Arbeiter bedürfnislos, alle ausländischen begehrlich seien. Da sie aber an den Einfluß der ausländischen Arbeiterbewegungen auf die inländische Arbeiterschaft denken, wünschen sie Das auch wieder nicht. Kurzum, sie wissen gar nicht mehr, was sie wünschen oder nicht wünschen sollen; denn sie mögen thun oder lassen, was sie wollen: es droht ihnen davon Verderben. Und weil nun jeder technische Fortschritt, jede Verbesserung der Produktion und jede Verkehrserleichterung eine Anzahl von Produzenten mit Schädigung, ja, mit dem Untergange bedroht, krönt sich dieser Rattenfäng von Widersprüchen mit dem Universalwiderspruch, daß dem sieberhaften Fortschrittsbeifer ein nicht minder sieberhafter Hemmungeifer entgegentritt, wie wir es täglich an tausend Fällen und jetzt eben an einem recht großen Falle, am Streite um den Mittellandkanal, sehen. Jede Vermehrung der Gütermasse und jede Erleichterung des Gütertransports, d. h. also jede Vermehrung des Nationalreichtumes, des wirklichen, des Realreichtumes, wird von Tausenden als ein Unglück befammert; „die Entwicklungformen der Produktivkräfte sind in Fesseln der Produktion umgeschlagen“. Ehemals unternahm man Kriege, um den Unterjochten ihre Güter zu rauben und sie zu zwingen, für die Eroberer zu arbeiten. Das war nicht schön, aber man kann nicht sagen, daß die Eroberer höchst gehandelt hätten. Heute würde man, wenn es nicht gar zu gefährlich wäre, Kriege führen, um das Ein-

strömen von Gütern ins eigene Land zu hemmen und die Besiegten mit den eigenen Produkten zu beschicken. Die Deutschen würden am Liebsten die Vereinigten Staaten bekriegen, um sie zu zwingen, unseren Zucker, unsere Maschinen, unsere Farben, unsere Strümpfe und Mäntel zu einem wohlfeilen Preise anzunehmen und ihren Weizen im Lande zu behalten, und die Amerikaner würden gern mit uns Krieg führen, um uns mit wohlfeilem Kuchenmehl zu beschicken und uns zu zwingen, unseren Zucker selbst zu essen und auf die Produktion überschüssiger Maschinen, Farben, Strümpfe und Mäntel zu verzichten. Das heißt also: jeder der heutigen Kulturstaaten sträubt sich gegen die Vereicherung, die ihm die übrigen Staaten aufdrängen, ist dagegen bereit, seine eigene Bevölkerung im Dienste der anderen Staaten Sklavenarbeit verrichten zu lassen, und würde, wenn es nicht zu gefährlich wäre, zur Abwehr der Vereicherung und, um die Erlaubnis zur Errichtung von Sklavenarbeit durchzusetzen, sogar Krieg anfangen. Man mag eine Zeitung zur Hand nehmen, welche man will, so findet man als Hauptinhalt der Politik nichts Anderes als die Verathung von Maßregeln zur Er schwerung der Produktion. Natürlich der Produktion Anderer; aber es gibt weder einen Einen noch einen Anderen mehr, dem nicht irgend welche Konkurrenten das Handwerk zu legen bemüht wären.

Wären wir bei den Produktionformen der alten und der mittleren Zeiten stehen geblieben, so würden wir uns in diese Widersprüche nicht verwickelt haben. Aber auch das Glück wäre uns nicht zu Theil geworden, daß der technische Fortschritt, ungehemmt durch Interessenkonflikte, Alle ohne Ausnahme mit Reichtum überschüttet hätte; denn dieser Fortschritt würde gar nicht eingetreten sein. Wir würden noch bei unverglasten Fenstern und tauchenden Kaminen und beim Licht einer Dallampe oder eines Kienspahnes Berg spinnen und mit urwälderlich ungeschickten Werkzeugen mühsam einen spärlichen Hausrath anfertigen und wolden nach jeder Wigernte eine Hungersnoth erleiden. Die Arbeitstheilung, die kapitalistische Produktionweise und die Konkurrenz waren nothwendig, den Fortschritt im Gang zu bringen. Wenn nun die Sozialisten daraus, daß jetzt die Förderungsmittel der Produktivität in Fesseln der Produktion umgeschlagen sind, den Schluß ziehen, die Zeit der kapitalistischen Produktionweise sei vorüber, so ist dieser Schluß zwar voreilig; aus den üblen Wirkungen einer Institution folgt niemals, daß diese Institution sich überlebt habe; wäre Das wahr, so hätten wir schon seit dreitausend Jahren keinen Staat und seit siebenzehnhundert Jahren keine Kirche mehr. Aber die sozialistischen Nationalökonomen haben sich erstens das Verdienst erworben, die wahre Quelle der Lebel aufgedeckt und dadurch Allen, die sehen wollen, unnütze Kursusarbeiter erspart zu haben, und zweitens, daß Schema entworfen zu haben, nach dem wenigstens lokale und partielle Heilungsversuche mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden können.

Da ist nun namentlich die Klärung des Kapitalbegriffes wichtig. Daß Kapital, d. h. ein Vorrath von Arbeitswerkzeugen und Materialien, zur Produktion nötig ist, leugnet kein Sozialist. Daß dieses Kapital immer nur durch Arbeit und niemals durch Sparen entsteht, hat Robertus unzweckmäßig bewiesen. Was man aber gewöhnlich Kapital nennt, den privaten Kapitalbesitz: Das ist nicht unbedingt notwendig zur Erzeugung des Realkapitales und der Einkommengüter, zu deren Herstellung die Arbeitswerkzeuge und Materialien dienen. Dieses in Geld und Wertpapieren bestehende und im Privatbesitz befindliche Kapital ist nicht ein Ding, sondern nur ein Recht, auf Güter im Gesamtgeldwerttheile der fraglichen Summen Besitz zu legen. Benutzt nun der Kapitalist dieses Recht zum Ankauf von Werkzeugen und Materialien und zur Dienung von Arbeitern oder überläßt er dieses Recht, statt selbst Unternehmer zu werden, einem anderen Unternehmer gegen Zins, so stellt er allerdings sein Recht in den Dienst der Nationalproduktion. Aber diese Form der Produktion ist nicht die einzige denkbare. Der mittelalterliche Großgutsbesitzer hat nicht durch Vermittelung von Geld, sondern nur durch sein Herrenrecht und seinen Willen die Arbeiter seiner Domäne organisiert, so daß die Einen den Acker bestellt und Vieh gezüchtet, Andere ihm sein Wohnhaus und die Hütten der Arbeiter gebaut, noch Andere die Kleider, Geräthe und Werkzeuge hergestellt haben, — aus den Materialien natürlich, die auf seinem Grund und Boden wachsen. Aber auch die Form der Herrschaft eines Mannes über Hörige ist nicht unbedingt notwendig, wenn die Privatkapitalisten als Organisatoren der Produktion abgelehnt werden. Will eine Bauergemeinde die Dorfstraße bauen, so bedarf sie dazu nicht notwendig eines Privatkapitalisten als Bauunternehmer. Sie kann von einem straßenbauverständigen Gemeindemitgliede den Plan entwerfen lassen, ihren eigenen Steinbrüchen und Sandgruben das Material entnehmen und die Arbeit eigenhändig ausführen in Gruppen, die einander ablösen. Ganz eben so kann eine Stadtgemeinde — und es geschieht mehr und mehr — ihre Straßenpflasterung, Wasserversorgung, Kanalisation, elektrische oder Gasbeleuchtung, Straßenbahnen in eigener Regie ausführen und betreiben, ohne eines Privatkapitalisten oder eines Konsortiums von Kapitalisten, einer Aktiengesellschaft, zu bedürfen. Nicht minder kann der Staat die Eisenbahnen, die Werkstätten für den Lokomotiv- und Wagenbau, den Schiffsbau, die Bergwerke in eigenen Betrieb nehmen. Je größer und verwickelter solche Betriebe werden, desto schwieriger wird es, ihren geschäftlichen Charakter so rein zu wahren, wie das beim Bau einer Dorfstraße möglich ist, desto stärker wird die Mischung des sozialistischen Systems mit dem privatkapitalistischen, indem eine Stadt zum Beispiel, die eine Gasanstalt anlegt, die Röhren aus einer in Privatbesitz befindlichen Fabrik be-

zieht. Aber insofern bedeuten alle solche kommunal- und staatssozialistischen Einrichtungen eine Annäherung an das sozialistische Ideal, als sie wenigstens einige privatkapitalistische Unternehmer ausschalten, den wirklich produktiven Klassen jenen Theil ihres Einkommens erhalten, der sonst in Gestalt von Kapitalgewinn unproduktiven Aktionären zufließen würde, und dem auf Vernichtung der einen Partei abzielenden Kampf zwischen konkurrierenden Unternehmern, z. B. Eisenbahngesellschaften, ein Ende machen. Das Ideal: eine jeden Interessenkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden; aber die Uebel theilsweise und stellenweise zu heilen, wird um so besser gelingen, je klarer und allgemeiner erkannt wird, daß das Privatkapital kein Ding, sondern nur ein Recht oder ein Komplex von Rechten, der Privatkapitalist aber nur ein Vermittler und Organisator ist, dessen Funktionen in älteren Zeiten von Grundherren und von despatischen Staatsoberhäuptern ausgeübt worden sind, heute aber mehr und mehr von Genossenschaften, Gemeinden und Staaten übernommen werden.

Das wären die wichtigsten Ergebnisse der national-ökonomischen Forschung, die von Theoretikern wie von Praktikern als feststehende und nicht zu umgehende Grundlage für den Weiterbau angenommen werden müssen. Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxistische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtskonstruktion, die Mehrwertlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offensbare Thotheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verteuern. Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen sind ein Urbezirk der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände; die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß; auf ihre Verwirklichung nur insofern, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören; ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichtums- und Armutsstadien und durch allen Wandel der Produktionformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Statue einem Apollo vorgezogen haben. Enger als mit diesen drei Gebieten ist die Nationalökonomie mit Politik und Recht verschloßen. Als wahrer Kern der marxistischen Theorie bleibt daher nur die Thatsache übrig, daß die Politik im höheren Grade von den wirtschaftlichen Zuständen abhängt, als man vor Marx gewöhnlich geglaubt hat, und daß die wirtschaftlichen Zustände Vor-

urtheile erzeugen, von denen sich ein Theil der Juristen und der Staatsmänner befreit fühlen lässt. So bilden sich viele von ihnen heute ein, der jetzige, auf die kapitalistische Produktionsform gegründete Staats- und Gesellschaftszustand sei etwas Ewiges, Natürliches, Göttliches, daher Unantastbares und Unveränderliches, und jeder Versuch einer Aenderung, ja schon jede Kritik dieses Zustandes sei ein Verbrechen.

Marxens Mehrwerttheorie ist eben so falsch wie wertlos. Dass der Unternehmer einen Theil Dessen beansprucht, was die Arbeiter dem Rohmaterial an Werth zusehen, ist ganz selbstverständlich; sonst würde kein Kapitalist der Welt sein, sich mit einer Fabrik oder einem Handelsunternehmen herumzürfern oder abhängig machen, sondern er würde ruhig und sorgenfrei als Rentner leben. Dann aber fehlt sehr viel daran, dass der Unternehmer den ganzen Mehrwert schlucken könnte; nicht die Hälfte bleibt ihm, manchmal nicht der zehnte Theil. Von einem Theilungsgeschäft zwischen ihm und seinen Arbeitern ist überhaupt keine Rede. Die arbeitsfähige Nationalproduktion ist ein Ganzes, aus dem sich die einzelnen Produktionen gar nicht herauslösen lassen. Das Produkt aber wird durch eine Unzahl unter einander verschlungen Kaufgeschäfte, Sold- und Lohnzahlungen, Rechtsansprüche und Staatseinrichtungen unter die Gesamtheit in der Weise verteilt, dass zuerst Staat und Gemeinden durch die Steuern ihren Anteil für die öffentlichen Bedürfnisse abziehen; und dieser Anteil fällt zum Theil Nichtproduzenten, wie Bodenrentnern, Aktionären, Geldverleihern, Beamten, Soldaten, Pensionären, Pfleglingen von Kranken- und Waisenhäusern, theils Produzenten, wie den bei öffentlichen Bauten Beschäftigten. Dann nehmen sich die Händler, Stellenvermittler, Versicherungsbeamten und unzählige Schmarotzer ihren Anteil, vom großen Börsenspekulanten bis zum kleinen Spieghuben, Bettler und Bagabunden, vom reichen hamburgischen Bordellbesitzer bis zum verklumpten Zuhälter. Dann kommen die Grundrentner und Geldverleiher; und erst, was übrig bleibt, wird zwischen der Unternehmer und ihre Arbeiter getheilt, deren Jeder wieder seinen Anteil mit seiner Frau, seinen Kindern und anderen Unproduktiven, die er erhält, zu teilen hat. Gewiss: es gibt „Ausbeuter“ unter den Unternehmern, aber sie bilden die Minderheit; sie kommen häufiger in der kleinen Södelwerkstatt vor, wo zwei, drei Lehrlinge ausgebautet werden, als in der Großindustrie; und würde ihnen das Handwerk gelegt — so weit Das geschehen kann, soll es ja geschehen —, so wäre damit der Arbeiterschaft im Ganzen wenig oder nichts geholfen. Die im engeren Sinne Produktiven machen immer nur höchstens die kleinere Hälfte, oft kaum den vierten Theil eines Volkes aus. Die Mehrzahl besteht aus Unproduktiven; sie schlucken den größten Theil des Mehrwertes und unter ihnen sind Tausende, die nicht allein weit

weniger Recht auf einen Anteil haben als der Fabrikant — mitunter nicht die Spur eines Rechtes —, sondern auch noch dazu einen weit größeren Anteil wegnehmen; so manche Demimondaine verbraucht mehr, als daß Rein-einkommen eines kleinen Fabrikanten beträgt. Die Mehrwerttheorie ist daher zwar ein sehr gutes Agitationmittel und als solches für die Sozialdemokratie von hohem taktischen Werth, die Erkenntniß des Produktions- und Vertheilungsprozesses aber wird durch sie nicht aufgeklärt, sondern verdunkelt; und wenn die Marxisten so thun, als hielten sie diese Lehre für den Schlüssel zur Nationalökonomie und die „bürgerlichen“ Ökonomen für zu dummkopfisch, diese geheimnisvolle Lehre zu begreifen, so verlügen sie damit bloß Humbug.

Die Katastrophentheorie endlich ist ganz falsch. Zunächst ist sie a priori unsinnig; denn wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung die Massen vereindete, so würde nicht die Herrschaft des Proletariates in einem glücksäugigen Zukunftsstaat, sondern allgemeine Barbarei das Ende sein; vereindete Arbeiter wären selbstverständlich noch unfähiger, die Produktion in die Hand zu nehmen und eine neue und bessere Gesellschaftsordnung herbeizuführen, als es die heutigen, zum Theil wohl situierten schon sind. Dann aber treffen die Wahrnehmungen, auf die Marx seine Theorie gebaut hat, nur für England zu, — und für dieses Land nur, wie es bis zum Ende der fünfzig Jahren war. Jeder der europäischen Staaten hat sich in eigenhümlicher Weise entwickelt, aber allen, oder fast allen ist die seit etwa fünfzig Jahren eingetretene Reichtumszunahme gemeinsam. Die unaufhaltsam und automatisch fort schreitende Technik siegt über alle Hindernisse, die ihr die Politik der Interessenten in den Weg legt, und überschüttet die Völker mit einem Strom von Gütern, der bis in die unteren Schichten durchdringt und in den mittleren einen ziemlich soliden Niederschlag an schwemmt, so daß die Zahl Derer, die an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung ein Interesse haben, im Verhältniß zur Zahl der Umsturzlüsternen beständig wächst. Auf die umlaufenden Einkommens- und Vermögensstatistiken lege ich kein großes Gewicht; wie denn überhaupt die Statistik nur Den etwas lehrt, der die Personen und Verhältnisse, auf die sie sich bezieht, aus eigener Anschauung kennt, so fälscht und verbirgt besonders bei Vermögens- und Einkommensstatistiken der Geldschleier vielfach die wirklichen Zustände. Ich habe früher an folgenden Fall erinnert. Wenn ein Bauer in der Nähe von Berlin seinen 30 000 Mark wertlichen Kartoffelacker an eine Baugesellschaft um drei Millionen Mark verkauft, so melden die Statistiken eine Erhöhung des Nationalvermögens um 2970000 Mark und des Nationaleinkommens um 97000 Mark. In Wirklichkeit ist keins von beiden auch nur um einen Pfennig gewachsen, hat vielmehr eine kleine Abnahme erfahren. Denn es ist produktives Land in unproduktiven Baugrund, ein nützlicher Arbeiter in einen

unnützen Verzehrer verwandelt worden und es fallen für etwa 3000 Mark Nahrungsmittel aus, die bis dahin auf jenem Gute wuchsen. Der neue Millionenbauer hat Macht erhalten, jährlich auf eine 100000 Mark werthe Gütermasse Besitz zu legen, die nützlichen Arbeitern entzogen wird, und diese nützlichen Arbeiter sind dummi genug, in die Großstadt zu ziehen, sich in Miethäusern einzufinden zu lassen und mit ihrer sauren Arbeit die Gütermasse zu schaffen, die der Millionenbauer und die Bauspekulanten heischen. Die ganze Grundrente, die als Einkommen, und die kapitalistische Grundrente, die als Vermögen gerechnet wird, sind nicht Einkommen und Vermögen, sondern ein Raub am Einkommen der Produktiven zu Gunsten der Unproduktiven und ein Hemmnis der Produktion und Reichthumsvermehrung. Gerade diese Posten aber spielen eine hervorragende Rolle in der Statistik der Einkommen- und Reichthumsvermehrung; Tabellen, welche die Steigerung dieser beiden Posten darstellen, sind Barometer zur Messung des auf den unteren Klassen lastenden Druckes, zur Messung des Volkselends. Also auf die Statistiken gebe ich nichts; aber den Fortschritt des Wohlstands sehe ich an den Kleidern und in den Wohnungen der Leute und an Dem, was sie an Nahrungsmitteln, Getränken, Bequemlichkeiten und Vergnügungen genießen, und jeder kann in seiner nächsten Umgebung wahrnehmen, wie die Zahl der behäbig Lebenden und der mit Aussicht auf Erfolg nach einer behäbigen Existenz strebenden wächst im Verhältniß zur Zahl der hoffnunglos Elenden. Es ist schwer, zu sagen, wer von beiden thörichter handelt: die Sozialdemokratie, die es sich in den Kopf setzt, alljährlich am ersten Mai ihre politische Ohnmacht zur Schau zu stellen und ihre Aussichtlosigkeit zu beweisen, oder der Staat, der ihr durch lächerliche Polizeiaktionen diese Beweisführung erschwert.

* * *

Von der Klüssierung der theoretischen Sätze gehen wir zur Betrachtung der Lage über. Denen wesentlichster Charakterzug wurde bereits angegeben: die Tendenz zur Proletarisierung der Massen, die vor fünfzig Jahren, in England wenigstens, dazu berechtigte, zwar nicht den sozialistischen Zukunftstaat, aber doch den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaft zu prophezeien; diese Tendenz ist anderen Tendenzen gewichen. Der Mittelstand verschwindet nicht. Dass, um uns auf Deutschland zu beschränken, der Bauernstand vorläufig noch nicht ernstlich bedroht ist, glaube ich, in meiner Schrift über die Agrarkrisis bewiesen zu haben. Über die Lage des Handwerks haben die Untersuchungen des Vereines für Sozialpolitik volles Licht verbreitet. Nur wenige Handwerke sind von der Großindustrie vernichtet worden. Zum Erfolg entstehen täglich neue Gewerbe, die, wie Fahrradreparaturwerkstätten, geradezu als

Handwerke zu bezeichnen sind oder, wie die sich immer weiter ausbreitende Zahntechnik, dem Ausübenden eine dem des feineren Handwerkers ganz ähnliche Existenz gewähren. Andere Handwerke erfahren allerlei Umbildungen. Noch andere bleiben fast unberührt von den modernen Umwälzungen. Nur ein kleiner Theil der Großindustrie lebt von Einbrüchen ins Gebiet des Handwerks; der größere und wichtigere Theil schafft Güter, die nicht handwerklich erzeugt werden können, eröffnet also neue Arbeitgelegenheiten neben dem Handwerk. Was durch Vernichtung einiger Klassen von selbständigen Kleinbetrieben dem Mittelstande verloren geht, wird nicht allein durch neu entstehende Kleingewerbe, sondern auch durch die Werkmeister und mittleren Beamten der Großbetriebe und der Verkehrsanstalten überreichlich ersetzt. Die Krämer endlich hat Bernstein in seiner vielgenannten Schrift über die ihnen von den Waarenhäusern drohende Gefahr beruhigt.

Zu diesem Mittelstande treten beständig andere neu begründete Existenzen, die sich einer befriedigenden Lage erfreuen, und eine stete, wenn auch sehr langsame Erhöhung des Einkommens der Arbeiter und Dienstboten. Wenn ich vorhin den Reichthum erzeugenden Fortschritt der Technik automatisch nannte, so soll damit nicht gesagt sein, daß auch die Vertheilung dieses Reichthumes automatisch vor sich gehe. Die Tendenz dieses modernen Reichthumes, sich in den oberen Schichten zu staunen, ist, wie Marx richtig erkannt hat, wirklich vorhanden gewesen; und hätte sie sich durchgesetzt, so würden die beschriebenen Hemmnisse den Fortschritt zum Stillstande gebracht haben. Denn da der Konsum allein es ist — der Konsum, nicht das Kapital —, was die Produktion im Gange erhält, so muß diese eingestellt werden, wenn der großen Masse der Konsumenten die Kaufkraft entzogen wird. Das Hauptverdienst für die Überwindung des toten Punktes gebührt der Arbeitersbewegung, und zwar gerade der sozialdemokratischen, revolutionären. Ist die Arbeiterschaft ganz unfähig für die Aufgabe, die ihr Marx zugesetzt hat, und in jedem direktesten Angriff auf den Staat diesem gegenüber ganz ohnmächtig, so ist sie doch nicht ohnmächtig in jeder Beziehung; als ein zahlreicher und unentbehrlicher Stand vermögt sie, wenn sie organisiert ist, auf die anderen Stände und auf die Gesetzgeber einen Druck auszuüben.

Zunächst hat sie für einen bedeutenden Theil der Lohnarbeiter und Dienstboten Lohn erhöhungen durchgesetzt. Nehmen wir an, daß in allen Kulturstaaten zusammen die Zahl der Arbeitenden, die an der Lohn erhöhung seit 1850 teilnahmen, nur 30 Millionen und daß die Einkommenserhöhung nur 300 Mark auf den Kopf betrage, so bedeutet das eine Erhöhung der Kaufkraft um neun Milliarden. Der Mehrverbrauch ist nicht ganz so hoch anzuschlagen, da Einiges gespart wird — leider sparen unsere übermäßig ordentlichen Arbeiter viel zu viel —, aber sei er nur sieben Milliarden wert,

so ist auch das schon beträchtlich; die Millionäre müßten sich sehr anstrengen, um das Selbe leisten zu können; von 70 000 Millionären müßte jeder jährlich 100 000 Mark mehr ausgeben. Dann hat die Furcht vor der Sozialdemokratie den Gesetzgebern keine gemacht und sie zu Reformen getrieben. Dass diese Furcht das einzige wirksame Motiv für die Sozialgesetzegebung gewesen ist und dass alle humanen und christlich-sozialen Redensarten nur Verzierung*) sind, dafür haben wir Bismarck als Zeugen. „Auer hat ganz Recht,” sprach er im November 1884 im Reichstage: „wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht eifrieren.“ Er kannte seine Pappenheimert; und diese Pappenheimert brauchten sich weiter nicht zu schämen, denn es kommt nie und nirgends in der Weltgeschichte vor, daß ein herrschender einem unterdrückten Stand aus Menschenliebe Zugeständnisse mache. Solche Zugeständnisse werden stets entweder durch die Bedürfnisse der Herrschenden oder durch ihre Furcht vor Empörung oder durch einen Sieg der Unterdrückten erzwungen. Die brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige haben die Bauern geschützt, nicht aus christlicher Liebe zu diesen Leuten, sondern, weil eine Bauerngemeinde mehr Kerls, Pferde und Steuern liefert als ein Großgut; das englische Parlament hat Arbeiterschutzgesetze erlassen, nicht aus Mitleid mit den Fabrikkindern — obgleich einzelne seiner Mitglieder Erbarmen gefühlt haben mögen — sondern, weil die deprivirte Bevölkerung nicht mehr genug Matrosen für die Flotte lieferte und weil die Arbeiter die Fabriken anzündeten, — und so fort durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Die Sozialgesetzegebung hat nun dazu beigetragen, daß Einkommen des Vierten Standes und damit den Konsum zu heben. Die Unfall- und Invaliden-, „Rentner“ haben nicht gerade die Mittel zum Schwelgen, aber sie leben immerhin ein Wenig besser, als wenn sie sich bettelnd auf der Straße herumtrieben. Die Verkürzung der Arbeitzeit nötigt dazu, mehr Arbeiter einzustellen, und die Erhöhung der Frauen- und Kinderarbeit trägt dazu bei, der Arbeitslosigkeit der Männer zu steuern. So hat die Sozialdemokratie die Unternehmer gerettet, — gegen den Willen beider Parteien. Ein in der Weltgeschichte ganz gewöhnlicher Vorgang, denn der Weltunterlauf hat Humor und der größte aller Späße, die er sich bereitet, besteht darin, daß er uns Tölpel seine Zwecke durch unser Widerstreben dagegen verwirklichen läßt. Wie wird er gelächten haben, als sich der pfiffige Pius durch sein Streben nach Macht um den

*) Ich leugne nicht, daß es Männer gibt, denen es mit der Arbeitserfreundlichkeit Ernst ist. Aber diese Männer sind an sich einflußlos und würden es ohne jenes bei den Maßgebenden durchschlagende Motiv stets bleiben.

legten Rest des Kirchenstaates brachte und als dann fanatische Protestanten dem Papst durch den Kulturmampf aus der Klemme hassen! Wie mag er über die sächsischen Bürgermeister und Richter lachen, die so eifrig daran arbeiten, ihre gutmütigen Spießbürgert in wilde Revolutionäre zu verwandeln! Lieber Italien freilich wird er schwerlich lachen, weil das, was dort geschieht, über den Spaß geht. Dort gelingt es den Herrschenden, die Arbeiterorganisationen zu unterdrücken, weil daß Volk unwissend, zum Theil des Lesens unkundig und in polizeiwirrigem Grade bedürfnislos ist; so hebt sich denn dort der Konsum nicht und die außerdem noch durch die Steuern heischende Großstaatsucht erdrückte italienische Industrie kann nicht über den toten Punkt hinweg; trügen nicht so viele Tausende von Fremden ihr Gold ins Land, so müßte das ganze Volk im Sumpfe seines Elends ersticken.

Auf die beschriebenen Arten der Konsumsteigerung beschränkt sich die Wirksamkeit der Sozialdemokratie noch nicht. Aus Furcht vor ihr beeiftern sich die Regierungen, bestiedigte Existenz zu schaffen. Deshalb vermehren sie die Zahl der Beamten ins Unendliche und bessern fortwährend die Besoldungen auf. In den letzten vierzig Jahren sind die Beamtenbesoldungen auf das Doppelte bis Dreifache gestiegen. Auch verstaatlichen sie so viel Betriebe wie möglich und zahlen, wenn auch keine übermäßig hohen, so doch wenigstens keine Hungerlöhne; auch die Erbauung von guten Arbeiterswohnungen bedeutet eine Erhöhung des Arbeitereinkommens. Dann ist die Furcht vor der Revolution die Hauptursache des Militarismus: man will jeden nicht verküppelten Mann vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre durch den Fahneneid binden und unter beständiger Aufsicht halten. Diese äußerste Ausdehnung der Dienstpflicht schafft nun nicht allein eine Menge guter Versorgungen — außer den Offiziersstellen noch viele Militärautoren und Anwartschaften auf Civilversorgung —, sondern gibt auch der Industrie ungeheuer viel zu thun, um so mehr, als der Fortschritt der Waffentechnik keinen Augenblick stillsteht, so daß in dem Augenblick, wo das letzte Bataillon mit dem neuen Gewehr versehen wird, daß erste schon wieder das aller-neuste zu probiren anfängt. Dieser Nutzen für die Industrie wurde sehr bald erkannt und griff dann als selbständige Triebfeder in die Entwicklung des Militarismus ein. Welchen Vortheil bringen ihr allein schon die hellen Offiziersmäntel, die nicht halb so lange getragen werden können wie die dunklen! Es sollte mich nicht wundern, wenn alle Jahre eine andere Farbe vorgeschrieben würde. Und nun hat sich noch der Marinismus hinzugefüllt, von dem nur zu verwundern ist, daß er nicht noch weit eher ausgebrochen ist. Welch ein Verbrauch von Kohle und Eisen! Gewiß: alle die mächtigen Kohlen- und Eisenbarone würden der Regierung den Dienst aussündigen und ins sozialdemokratische Lager überzulaufen drohen, wenn sie sich weigerte, die Flottenentwicklung zu forciren.

Nachdem so die Sozialdemokratie die Produktion in Gang gebracht hat, reizt diese durch neue Erfindungen zum Luxus und gewährt zugleich durch Einkommenerhöhungen die Mittel zu seiner Befriedigung. Der Wohnungsluxus, der Kleiderluxus, der Kunsluxus, der Reiseluxus, der Korrespondenzluxus, der Theaterluxus, der Gasthausluxus treibt täglich neue Formen hervor, reizt die Begierde nach noch Neuerem, nach immer rascherem Wechsel und immer reicherer Fülle, so daß die Erfindungsgabe der Produzenten und die Genussucht der Konsumenten einander in immer rascherem Tempo steigern. Und dieses Luxusbedürfnis setzt natürlich eine stetig wachsende Anzahl von Köpfen und Händen in Thätigkeit. Alle diese Triebfedern und Umstände wirken zu dem Ergebniß zusammen, daß die Zahl der mittleren Einkommen steigt, daß sich die Einkommen im Allgemeinen erhöhen, ohne daß die Waren teurer würden, daß demnach die Zahl der wirklich Rothleidenden, die eine große Unwälzung zu wünschen Ursache haben, im Verhältniß zur Zahl der leidlich Befriedigten nicht größer, sondern kleiner wird.

Dieser Zustand vernichtet nun zwar die Hoffnungen der Sozialisten und bereit die Besitzenden von der Furcht vor einer sozialen Revolution; aber gesund und befriedigend kann er trotzdem nicht genannt werden. Gesund sind Einkommenvertheilung und Konsum nur insofern, als zwischen den Extremen von Steinreich und Bettelarm eine hinreichend breite Mittelschicht liegt und als der Konsum mit der wachsenden Produktion bis jetzt so ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. Das Ungesunde des Zustandes aber liegt darin, daß ein großer Theil des Standes, der steuertechnisch als Mittelstand bezeichnet werden kann, aus Schmarotzern besteht, daß sich Schmarotzer und halbe Schmarotzer im Allgemeinen besser stehen als nützliche Arbeiter, daß ein Theil des Konsums unnatürlich ist und daß die Basis des sozialen Baues im Verhältniß zum wachsenden Überbau immer schmäler wird.

Die Grundlage des Gesellschaftbaues bilden die Urproduzenten und unter ihnen sind die Nahrungsmittelproduzenten die wichtigsten. Nicht nur deshalb, weil die Nahrungsmittel die unentbehrlichsten aller Güter sind, sondern auch, weil die Landwirtschaft die für die Gesundheit von Leib und Seele vortheilhaftesten Lebensbedingungen darbietet. Es ist ja wahr, was Werner Sombart in der „Sozialen Praxis“ gesagt hat, daß „Reichtwerden, Kulturfortschritt — selbstverständlich nur in diesem unbestreitbaren Verstande verfeinerten Lebensgenuß — identisch sind mit wachsender gewerblicher Bevölkerung“. Allein diese Identität hat, wie Alles in der Welt, ihre Grenzen. Zunächst schon macht der verfeinerte Lebensgenuß, wie Sombart selbst annimmt, nur eine Seite, und nicht die wertvollste, der Kultur aus; ein Bauer, wie Rosseggers lieuter Jakob — und es gibt solche Bauern — oder wie ein altrömischer Cincinnatus, steht in der wahren Kultur viel höher als ein

mit allem Flitterkram unserer heutigen Kultur ausgestattetes Gigerl. Dann dient ein Theil unserer heutigen industriellen Arbeiter nicht einmal dem feinen Lebensgenuss, sondern schafft Dinge und übt Thätigkeiten aus, die keinem Genuss bereiten; darüber sage ich später mehr. Und endlich leidet der größte Theil der städtischen Bevölkerung unter Lebensbedingungen, deren schlimme Wirkungen durch das Bißchen Kulturplunder nicht aufgewogen werden. Selbstverständlich ist ohne Arbeitstheilung Kultur überhaupt nicht möglich, auch nicht die wahre, höhere Geistes- und Herzengesellschaft; selbstverständlich muß daher eine städtische Bevölkerung entstehen; selbstverständlich wächst diese mit fortschreitender Kultur im Verhältniß zur ländlichen, während gleichzeitig der technische Fortschritt, der ein Theil des Kulturfortschrittes ist, die Erhaltung einer immer größeren Zahl von nicht produzierenden geistigen Arbeitern möglich macht; aber eben so selbstverständlich schlägt der Vortheil dieser Entwicklung auf einem gewissen Punkt in Nachtheil um. Wenn die Ueberzahl geistiger Arbeiter nicht mehr nützliche Ideen produziert, sondern nur noch alte Gedanken wiederholt oder leeres Stroh bricht, wenn Ueberfülle die Genussmittel zu einer Last macht, wenn die in den Städten Zusammengepferchten den Zusammenhang mit der Natur verlieren, wenn die ländliche Pfanzschule nicht mehr hinreicht, die Riesenstädte mit gesundem Nachwuchs zu versorgen, dann schlägt die Kultur in Unkultur um, in die Barbarei der Ueberfeinerung, des sinnlosen Prunkes und der Unnatur. Und man bilde sich doch nicht ein, daß der Landwirth, der Rittergutsbesitzer, der Bauer kein wahrhaft gebildeter, kein im höchsten Sinne des Wortes kultivierter Mann sein könne. Ich behaupte im Gegentheil, daß nur er es sein könne und daß die rein städtische Existenz Verkrüppelung bedeute. Wenigstens ein Städtchen Landwirtschaft, allerweisstens ein Garten und Gartenarbeit, gehört als Ergänzung zum städtischen Leben und ich halte mich selbst für einen Krüppel, weil mir diese Ergänzung fehlt. Ich halte es mit den großen Alten, die, den Aristoteles an der Spitze, meinten, daß Landwirtschaft die edelste und in manchem Sinne die einzige edle Beschäftigung sei. Dionys von Halikarnass übertritt wohl ein Wenig, wenn er von Romulus schreibt: „Ueberzeugt, daß vernünftig zu leben, die Gerechtigkeit dem Wucher vorzuziehen, unverdrossen zu arbeiten, den höchsten Werth in die Tugend zu legen, daß Volk nicht durch Lehre und Predigt, sondern nur durch Gewöhnung an gesunde Arbeit zu bewegen sei, überließ er Sizarbeiten, namentlich unanständige, Lüste weckende Gewerbe den Sklaven und den Fremden und wies den Freigeborenen nur zwei Beschäftigungarten zu: den Ackerbau und den Krieg.“ Er übertritt, aber es ist ein richtiger Gedanke, den er übertritt. Und Cato Censorius übertritt nicht, wenn er alle anderen Gewerbe für bedenklich erklärt und dann fortfährt: *at ex agricolis et viri fortissimi et milites*

strenuissimi gigauntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur minimeque invidiosus, minimeque male cogitantes sunt qui in eo studio occupati sunt; wobei allerdings zu bemerken ist, daß minime invidiosus heute leider nicht mehr ganz allgemein gilt, weil die Landwirthe selbst zum Theil in die Neid gebärende Chemiestatistik und die gehässige Konkurrenzhasch verwandelt sind. Ich sehe mit Columella und Adam Smith ein, daß die Beschäftigungen des Landwirthes manichfachter und vielseitiger sind, öfter einen Wechsel der Entschlüsseungen und Anpassung an neue unerwartete Lagen fordern, den Blick weiter machen als die irgend eines anderen Gewerbes, daher auch die kräftige Entfaltung wahrer Intelligenz mehr begünstigen. Und ich halte Bismarcks Geschmack für den richtigen, der zu Busch (Tagebuchblätter III, 165) einmal geäußert hat: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und aus dem Gestank der Civilisation weggesehnt; und mit jedem Male, wo ich dort sein muhle, mehr.“ Nun, der Bauernstand geht ja, wie gesagt, in Deutschland nicht zu Grunde; aber seine Angehörigen bilden einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung; denn da die Zahl der Bauerngüter innerhalb unserer Grenzen nicht wesentlich vermehrt werden kann, so muß der ganze Bevölkerungszuwachs in die Stadt. Und daß der gesündeste Stand die Minderheit bildet, nach zwanzig Jahren eine sehr kleine Minderheit bilden wird — von der ländlichen Bevölkerung, deren Prozentsatz stetig sinkt und schon 1895 nur noch 35,8 betrug, besteht doch wieder nur die kleinere Hälfte aus Bauernfamilien —: darin eben finde ich das Ungleiche.

Nach dem Stande der Landwirthe sollte der Handwerkerstand der zahlreichste sein; von ihm ist jedoch das Selbe zu sagen: er geht nicht zu Grunde, aber seine Angehörigen machen einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung aus. Man lasse sich nicht durch optimistische Statistiken irreführen, die eine verhältnismäßig große Zahl von Angehörigen des Handwerks heransetzen. Das Wesentliche am Handwerk, Das, was es zum zweitgesündesten Bestandtheile der Gesellschaft macht, ist, daß der echte Handwerker nicht von der Ausbeutung der Arbeit Arbeiter, auch nicht von Handelsgewinn, sondern von seiner eigenen Hände Arbeit lebt und daß ihm diese Arbeit eine anständige Existenz gewährt. Der Handwerker des dreizehnten Jahrhunderts durfte weder aus der Ausbeutung von Gehilfen noch aus dem Rohstoffeinkauf Gewinn ziehen. Der Rohstoff wurde ihm vom Besteller geliefert und der Gehilfe eines Steinmeisters z. B. bekam vom Besteller — er, nicht der Meister, war der „Arbeitgeber“ — den selben Lohn wie der Meister, der nur Arbeitsteiler, nicht Brotherr war; der Lehrling endlich war ein wirklicher Lehrling, der sich auf die Meisterschaft vorbereitet, nicht ein ausgebauteter Sklave, der gar keine Aussicht gehabt hätte, Meister zu werden.

Diese echte Art Handwerk ist vollständig zu Grunde gegangen. Die eigene Arbeit, das Einzige, was dem mittelalterlichen Handwerker Einkommen verschaffte, wird heute so elend bezahlt, daß kein Mensch mehr darauf einen anständigen Haushalt gründen kann. Die allein arbeitenden Handwerker führen ein proletarisches Dasein. Es gibt allein arbeitende Schuster, die Häuser kaufen, aber nicht von der Schusterrei, sondern von Krawattenmacherei und ähnlichen Geschäften. Andere verbessern ihr Einkommen dadurch, daß sie eine Vereinsdienerstelle annehmen; denn bei der heutigen Vereinsseptember ist die Zahl Derer, die sich mit dieser Art geschäftigen Müßigganges durchschlagen, Legion. Wer es freilich dahin bringt, daß er Leute beschäftigen kann, Den nährt das Handwerk, und zwar sehr gut; ich sehe fortwährend um mich herum solche Handwerker zu Wohlstand gelangen. Aber eben nicht durch ihrer Hände Arbeit, sondern durch die ihrer Leute; und nicht Alle sind so vernünftig, wie ein tüchtiger junger Handwerker meiner Bekanntschaft, der seiner Frau zu sagen pflegt: „Daz Du auch den Leuten gut und reichlich zu essen gibst! Sie sind es, die uns das Geld verdienen.“ Viele berliner Bäder leben davon, — ob sie auch reich werden, weiß ich nicht —, daß sie die Jungen ganz oder halb zu Tode schinden, die sie, daß Stück zu zwanzig Mark, alljährlich um Ostern in Überschreitung kaufen. Die Statistiken rechnen zum Handwerk, was nicht mehr als zehn Leute beschäftigt; aber alle diese Betriebe mit drei bis zehn Arbeitern sind, sozial betrachtet, nicht Handwerkstätten, sondern auf Ausbeutung gegründete Unternehmungen. Und zwar ist hier das Wort Ausbeutung berechtigt, in der wirklichen Großindustrie ganz und gar nicht. Zum Bau einer Lokomotive müssen hundert Personen zusammenwirken und der Unternehmer, der zugleich Maschineningenieur ist, leistet eine so hoch qualifizierte Arbeit, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, wenn man verlangen wollte, er sollte mit der selben Lohnung vorlieb nehmen wie seine Arbeiter, die selbst wiederum sehr verschieden qualifizierte Arbeit verrichten und daher auch verschieden gelohnt werden müssen. Dagegen kann ein Mann allein einen Rock, einen Stiefel anfertigen und zu einem größeren Stück Möbel brauchen nicht mehr als zwei Personen zusammenzuwirken. Die Beschäftigung von mehr Personen ist also nicht durch die Natur des Gewerbes, sondern nur durch das Interesse des Unternehmers geboten und als Ausbeutung zu bezeichnen. Durchaus nicht in allen Fällen kann zur Entschuldigung das Interesse der Gesellschaft angeführt werden, daß Erhöhung der Produktivität durch Arbeitstheilung fordere. Kein Interesse der Gesellschaft fordert die Erweiterung der Schneiderei zum Fabrikbetrieb. Die ganze Konfektion ist eine pesterzeugende Sumpfpflanze, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Die Überschwemmung mit Kleiderlumpen und der unaufhörliche Wechsel sind eine Last; mir wird übel, so oft ich an einem solchen Laden mit

seinen häßlichen bekleideten Puppen vorbeigehe. Ich betrete nie einen solchen Laden; mein Dorfschneider bekleidet mich ganz gut. Bedenken wir nun noch dazu, daß der größere Handwerker am Materialeneinkauf verdient und mit Fabrikware handelt, so müssen wir sagen: im Handwerk bringen Ausbeutung und Schächer mehr als die ehrliche und mühsame Arbeit und auch darum muß der heutige Zustand ungern genannt werden. Die wirkliche Großindustrie ist nun zwar berechtigt, aber die bedeutende Zahl ihrer abhängigen Arbeiter zusammen mit den Arbeitern der unberechtigten Großbetriebe und der so genannten Handwerke erzeugen jene politische Schwierigkeit, die man Sozialdemokratie nennt.

Das Selbe wie von der Konfektion ist von den meisten Zweigen der Mode- und Luxusindustrie zu sagen. Sie erzeugen heute viel wirklich Schönes, Das leugne ich nicht, aber sie erzeugen dieses Schöne in übertrieben großen Massen und daneben eine Unmenge wertloser Künsterlichkeiten. Werner Sombart hat ganz richtig gesagt: „Ein paar Tausend Menschen mehr am Leben zu erhalten, ist wirklich nicht schlechthin nothwendig, wohl aber, daß Diejenigen, die nun einmal die Bürde des Lebens zu schleppen haben, dieses mit möglichster Vermeidung allzu großer äußerer Misere vermögen. Wie oft ist es ausgesprochen worden, daß ein behagliches Heim, Das heißt also eine Summe gewerblicher Erzeugnisse, für das Dasein des Menschen nicht weniger unentbehrlich sei als eine angemessene Nahrung.“ Aber zum behaglichen Heim gehört auch ein freier Raum ums Haus, der kein gewerbliches Erzeugnis ist, und die Überfülle gewerblicher Erzeugnisse macht schon längst Vielem ihr Heim unbehaglich. Was kann es ungemütlicheres, Unbequemeres, Unzweckmäßigeres geben als ein mit Möbeln, Vorhängen, Sticken, Prunkgefäßen, Rippessachen und Bildern überladenes Wohnzimmer und was Dämmeres als einen Obst- und Blumengarten auf dem Kopfe eines Frauenzimmers? Wahre Kultur entfaltet sich in einfachen, edlen Formen, nicht in einem Trödelmarkt. Und während sich der Wohlhabende von diesem Trödelstraß erdrückt fühlt, schläft der Bäderjunge in einem von Schmutz starrenden und von Ungeziefer wimmelnden Bett oder ohne Bett auf dem schmutzigen Fußboden in einer licht- und luftlosen Kammer. Gerade die wirklichen Errungenhaften unserer materiellen Kultur: gut zubereitete, gesunde und wohlgeschmeckende Speisen, Reinlichkeit, lichte, luftige, weder zu warme noch zu kalte Arbeit, Wohn- und Schlafräume, bequeme Möbel, namentlich bequeme Betten, zweckmäßige Heizvorrichtungen fehlen Millionen nützlicher und nothwendiger Arbeiter, theils, weil sie Hörige von Ausbeutern sind, die ihnen nicht nur das Angenehme, sondern oft auch das Nothwendige versagen, theils, weil ihr Einkommen so gering ist, daß es selbst auf das Nothwendigste nicht reicht, theils, weil sie, verführt durch den Glitterglanz des Trödelmarktes, der sie umgibt, und durch

die Narrtheit des „Standesgemägen“ ihr Geld für unnützen Plunder aus geben. Weil nicht planmäßig produziert wird zur Befriedigung der Volksbedürfnisse, sondern für den Markt. Das heißt für die Leute, die bezahlen können oder wollen, so ist die Produktion in falsche Bahnen gerathen; sie erzeugt das Überflüssige, Unnütze, Schädliche in ungeheuren Massen, das Nothwendige in unzureichender Menge. Hier hat Julius Wolf Recht mit seinem Wort: „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und Stahlfedern (Streichhölzer, künstliche Blumen, Rippesfiguren, Zeitungen, Pferdebahnen) nicht leichter geworden.“ Die Geheim-, Haarsfarbe-, Kindernährmittel, Gesundheitsfassaden, Automaten und sonstiger Schwindel bringen den Fabrikanten und Händlern ein Heidengeld; aber wer nie davon Gebrauch macht, büßt nicht ein Atom wahrer Behaglichkeit und echten Lebensglücks ein.

Einen großen Theil der Industrie kann man geradezu als ein Schmarotzergewächs bezeichnen. Naumentlich den gar nicht unbeträchtlichen, der der Nellame dient durch Anfertigen von Plakaten, Inseraten u. s. w. Zur Übermittlung der Produkte an die Konsumenten würde ein Zehntel der Personen hinreichen, die jetzt im „Geschäft“ thätig sind. Neun Zehntel haben nicht den Zweck, die Verbraucher zu versorgen, sondern den, im Dienste der einen Unternehmer den anderen die Kunden abzujagen. Alle Handlungstreisenden sind überflüssig. Neun Zehntel aller Inserate sind überflüssig, denn der Kaffee von Müller ist eben so gut wie der von Schulze, und was Dieser sonst Alles hat, sehe ich in seinen Schaufenstern. Welche Unmasse von Nellamen, Katalogen und anderem unnützen Zeug wirft man unbesehen in den Papierkorb! Darunter Lotterielose und die Dutzende von gedruckten Mahnbriefen, die der Händler nachschickt. Ich glaube, so ein Hallunke beschäftigt für sich allein schon eine kleine Druckerei, — nur zu dem Zweck, die vernünftigen Leute zu belästigen und die Dummen hineinzulegen. Auch die Hälfte der Dienste, welche die Post, Eisenbahn und Straßenbahn verrichten (Ansichtspostkarten, Reklamebeförderung, finnlose Vergnügungsfahrten) würde besser unterbleiben. Dazu rechne man die überflüssigen Kneipwirthe, naumentlich die mit Damenbedienung, die Agenten, die Stellenvermittler, die Polizisten, die in Versammlungen herumlaufen, um durch Denunziationen dem Steuerzahler Prozeß- und Gesängnißkosten zu verursachen und rechtschaffene Arbeiter zu Grunde zu richten, die Tausende von überflüssigen Bürokraten, die mit ihrem unnützen Geschreibsel und Gefrage, mit ihren Verordnungen und Reglementirungen den lammförmigen Spießbürger toll zu machen im Stande sind, die Penelopenarbeit der Gesetzmacher und die Publizistik! Die größte Hälfte aller Zeitungartikel ist theils überflüssig, theils schädlich. Welcher Vernünftige las und liest Dreyfusartikel! Wie wertlos sind die meisten Telegramme und welche Arbeit machen sie! Ich selbst würde ein nützlicheres Glied

der Gesellschaft sein, als ich bin, wenn ich nur den vierten Theil von Dem schriebe, was ich schreibe; aber wenn einer vom Schreiben leben muß, so heißt's: schmieren, wie man Stiefel schmiert. Endlich das vielverzweigte Speculantenthum und die eigentliche Hochstaplerei! So sieht ein großer Theil des „Wittelsfandes“ aus, der Miquels Kassen füllt und die Sozialdemokratie lähmegt.

Dass aber die Besoldung oder der Arbeitlohn oder Geschäftsgewinn zwar nicht ganz allgemein, aber in der Mehrzahl der Fälle im umgekehrten Verhältnis zur Nützlichkeit und Mühseligkeit der Arbeit oder Errichtung steht, braucht nicht ausgeführt zu werden; jeder sieht es und erfährt es täglich. Auf einen sehr merkwürdigen Umstand muß jedoch noch besonders hingewiesen werden. Weil es außerhalb der Beamtenhierarchie an jeder vernünftigen Leitung fehlt, bei der Besetzung der Arbeitsstellen wie bei der Zurechnung des Lohnes, darum gelangen zu den angenehmsten und zugleich einträglichsten Stellen nur Solche, die entweder durch ihre Geburt im sozialen Lotteriespiel 100 Points voraus haben oder die durch Rücksichtlosigkeit und Schläunigkeit an die Sonnenseite gelangen. Die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten werden auch dann, wenn sie die allernothwendigsten sind, Denen zugeschoben, die nichts Anderes finden. Das Ein- und Ausladen und das Heizen der Dampfkessel der Schiffe sind Arbeiten, die zu den unentbehrlichen Grundlagen der heutigen Gesellschaft gehören. Man sollte also glauben, die Leute, die das besorgen, mügten eben so wie z. B. die Zollbeamten jahraus, jahrein besoldet werden, gleichviel, ob es Arbeit für sie gibt oder nicht. Statt Dessen verläßt sich die Gesellschaft darauf, daß es stets Unglückliche geben wird, die jede Arbeit unter jeder Bedingung annehmen müssen, zahlt die Schauerleute an den Tagen, wo sie sie braucht, und läßt sie an den übrigen fasten, macht zur größeren Bequemlichkeit unnützer Weltenbummler den Dienst im Maschinenraum der Ozeandampfer zu einer Hölle, mit der verglichen die Arbeit der antiken Ruderflslaven ein Vergnügen war, so daß ihr selbst der geduldige und fühllose Chinese durch einen Sprung ins Meer entflieht, und besoldet alle diese nothwendigen Personen elend. Ähnliches gilt von den Erd- und Wasserarbeitern und den Kloakeneinigern. Dem Stifter der englischen Landarbeitervereine, Joseph Arch, entgegnete einmal in einer Volksversammlung ein Geistlicher, daß Gesetz von Angebot und Nachfrage gestatte keine höhere Lohnzahlung. Arch erwiderte: Eben lese ich, daß für die Frauen und Kinder der stellenlose Pfarrvillare gebettelt wird, deren es ein paar Tausend giebt; unterwerft das Predigtamt dem Spiel von Angebot und Nachfrage und wir kriegen, wenn wir einen Prediger haben wollen, genug Männer, wie Du einer bist, um sieben Shilling die Woche.

Und was das Aller tollste ist: während es im Ueberfluß aller Güter an nichts fehlt als an Arbeit, in dem Grade fehlt, daß die Schiffe der Europäer

an allen Küsten herumfahren, um mit ihren Kanonen alle schwarzen und gelben Menschen zum Opiumessen, Branntweinsaufen, Hosentragen und Kulturplunderverbrauchen zu zwingen, lassen sie daheim die Weiber und Kinder den Männern in der Erwerbsarbeit Konkurrenz machen und schinden Tausende von Kindern durch Arbeit zu Tode. Ich rufe es seit zehn Jahren in die Welt hinaus, daß die Kinderausbeutung ein Schand- und Brandmal unserer heutigen Kulturwelt ist, mit dem sich kein früheres Geschlecht und kein Volk von Barbaren je befleckt hat, und ich freue mich, zu sehen, daß die Saturday Review, die von meinem Dasein keine Kenntniß hat, von Zeit zu Zeit das Selbe sagt. So wurde in diesem Blatt neulich die Niedertracht gezeigt, daß Tausenden von Kindern ihre ganze Jugendzeit zur unerhörten Qual gemacht wird, damit der Philister um einen Penny sechs Schachteln Streichhölzer bekomme; als ob es nicht absolut gleichgültig fürs wahre Menschenglück wäre, ob das Stück oder das Dutzend zwei Pence kostet! Und damit das Zeug um diesen Preis verkauft werden könne, muß der Fabrikant die leeren Schachteln um twopence farthing (20 Pfennige) das Groß bekommen. Und diese Schachteln werden eben von Kindern gemacht. Und so mit vielen anderen Waren, wie künstlichen Blumen, Stickereien, Geweben. Da lobt nun die Dame, die shopping gegangen ist, die reizenden wohlfeilen Säckchen bei Meyers. „Wohlfeil sind sie, ja, schmutzig wohlfeil; kosten sie doch weiter nichts als das Leben kleiner Kinder!“ In England steht es freilich in dieser Hinsicht schon seit hundert Jahren und auch heute noch schlimmer als bei uns. Nach der Nummer der Saturday Review vom neunzehnten November 1898 besuchten zwanzig Prozent aller englischen Kinder die Schule sehr unregelmäßig oder gar nicht, weil sie zur Erwerbsarbeit gebraucht werden. Überhaupt darf man die seit 1850 allerdings eingetretene Abnahme des Pauperismus in England nicht überschätzen. Nach der Schrift, die Sidney Webb zum Jubiläum der Königin herausgegeben hat, machen die Paupers heut zwar einen kleineren Prozentsatz der Arbeiterschaft aus als 1839, absolut aber ist ihre Zahl noch gestiegen.

Endlich sind unter den heutigen Umständen der Militarismus und Nationalismus ganz unnatürliche Mittel, Arbeitgelegenheit zu schaffen. Würden die Soldaten, die Kriegsschiffe, die Kanonen zu Dem gebraucht, wozu sie da sind, nämlich zum Kriegsführen, so wäre dagegen nichts einzubwenden; die Ausrüstungsgegenstände würden ein Bedürfniß befriedigen. Aber die Soldaten, Schiffe und Waffen zur Verhüllung des Krieges zu gebrauchen, ist eben so lächerlich wie unnatürlich. So steht auch — trotz Sozialdemokratie und Friedensliga — nicht nur die Köchin, sondern die Völker in das Militär verliebt sind, werden die Regierungen ihre Komödie nicht in Ewigkeit fortspielen können; denn auch der Dümmlste wird mit der Zeit begreifen, daß das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens nicht die Vermehrung, sondern die Abschaffung des Militärs ist.

Neapolitanische Wohlthätigkeit.

L più potenti sono il papa il re e chi non tiene niente": so lautet ein altes italienisches Sprichwort. „Niemand ist mächtiger als Papst, König und Bettler.“ Hinter dem röhrenden Ton und der beweglichen Klage des italienischen, zumal des neapolitanischen Bettlers lautet immer etwas wie das Bewußtsein eines Rechtes auf die Forderung. Der Andere ist reich und er ist arm, also hat der Andere mit ihm von Gottes und Rechtes wegen seines Ueberflusses zutheilen. Und nicht nur der Almosenempfänger auf der Straße, der simulirende Krüppel an der Kirchenhütte denken so; die selbe Ansicht, das Recht auf einen Tribut zu haben, erstreckt sich bis in Kreise, die bei uns ein öffentlich angebotenes Trinkgeld empört zurückweisen würden.

Als ich zum ersten Male an der Kasse von San Carlo in Neapel von dem Herrn, der in hohem Hut und Gehrock seines Amtes walzte, für theures Geld ein Billet erstand, bekam ich von ihm, nachdem er das Geld abgezählt hatte, in fast beschämendem Tone zu hören: „Und für mich?“

„Ich meinte, ich hätte zu wenig bezahlt, und legte noch einen Lira-Schein hin.

„Grazie!“ sagte er nachlässig und strich das Geld ein. Später erkannte ich mich und erfuhr, daß dies so Sitte sei; allerdings gab ich ihm, wenn ich wieder ein Billet holte, keine Lira mehr: mit einigen Kupfersoldi war er auch zufrieden.

Viele Nachkommen der schweizerischen Mietholddaten in Neapel, die meistens Neapolitanerinnen heiratheten, leben heute noch nach Generationen von der Mildthätigkeit der schweizerischen Hilfsgesellschaft; Arbeiten: Das fällt ihnen nicht ein.

Wie die Zugvögel durchziehen im Herbst die deutschen Freihäuser und Handwerksburschen die ganze Halbinsel, vom Verein zu Verein sich durchbetteln. Den Wenigsten liegt daran, beschäftigt zu werden; sie wollen das Land der Goldorangen kennen lernen, nachdem die Sehnsucht den Deutschen immer und immer wieder treibt. Man trifft sie auf dem Beauv, wo sie in Lumpen gehüllt, aber glänzenden Auges auf die Wunder des sonnigen Golzes blicken, in Pompeji und an allen klassischen Stätten. Sie werden von den Behörden zurückbekehrt, nachdem man ihnen im deutschen Krankenhaus die wunden Füße geheilt und sie von Ungeziefer befreit hat. Wunderliche Räume unter diesen zerlumpten Gesellen; Mancher, der später einmal als ehrsame Menter enden wird. Bucklige und Verwachsene; ja sogar Einen, der auf einem Stelzfuß das ganze Land durchwalzt hatte, habe ich kennen gelernt.

Auch die einheimische Armenpflege liegt meist in privaten Händen. Staat und Gemeinde leisten wenig. Aber die Wohlthätigkeit ist in Italien, besonders im Süden, hoch entwickelt.

Berschiedene Haftoren tragen dazu bei. Vor Allem die angeborene Gutmäßigkeit des Volkes, sein tief eingewurzelter Familieninn und seine fast absolutistische Liebe zu den Kindern. Wer mit offenen Augen und mit Sinn für das lebendige Leben, nicht nur für die „Sternchen“ im Baedeker, durch die Straßen von Neapel wandert, sieht überall, wie die Leute einander mitleidig aus-

helfen und unterstützen, wie selbst der Arme noch dem Armsten giebt, wie die Frauen sich fast darum streiten, welche von ihnen dem hungrenden Säugling der frischen Nachbarin die Brust reichen darf, wie sie dem blinden Bettler vorsam den Gold auf sein Tellerchen legen. Und sie wissen vielleicht sogar, daß Alles Verstellung ist und daß dieser Blinde in einem anderen Stadtviertel den Rahmen spielen wird, bis er genug eingehemst hat, um Alles auf einmal beim Lottospiel zu wagen. Es ist ein armer Teufel, denken sie, — und Wohlthun wird von der Madonna belohnt. Diese religiöse Vorstellung, die Hoffnung auf Belohnung, und ein tief eingewurzelter Übergläubische bilden die ergiebigste Quelle der Wohlthätigkeit.

Um die Madonna und die Heiligen günstig zu stimmen, ist kein Opfer zu groß; und eine Neapolitanerin wird eher hungern und frieren, als daß sie das Glöckchen vor dem Muttergottesbild in ihrem Wohnzimmer ausgehen ließe.

Etwas unendlich Rührendes hat der Madonnenkult — diese Unbetzung der schönen „blonden Frau“ —, denn blond stellen die dunklen Kinder des Südens sich die „santissima madre“ vor. Mit ihr plaudern sie, ihr tragen sie alle großen und kleinen Leiden vor und behängen und schmücken sie mit Spenden und buntem Zierrath. Für besondere Wünsche und Anliegen gehen sie zu der Madonna, deren Spezialität die Erfüllung der besonderen Bitte ist. Jedes Stadtviertel, jede Straße fast hat eine eigene Madonna und jede davon hat ihren besonderen Wirkungskreis und ihr Spezialfach. Vom schwächtigen Herzlein der armfüßigen Bettlerin, vom geschnittenen Goldschmuck des Gauners steigen die Gaben bis zum gesamten Vermögen, bis zum Leben der Tochter oder des Sohnes, das unbarmherzig dem Klostergelübde geweiht wird, wenn die Madonna den vorgetragenen Wunsch zufällig erhört hat.

Am Schönsten ist das uralte Blumenopfer von Totti bei Greco.

Aus Blüthenstaub streuen sie dort prächtige Gemälde auf den Fußboden von drei oder vier Kirchen; das ganze Jahr hindurch wird dazu Material gesammelt. Für jede Kirche wird Jahr um Jahr ein anderes Bild, eine Nachbildung nach Raffael oder Correggio oder nach einem anderen berühmten Maler, geschaffen. Diese Nachbildung nimmt dann die ganze Fläche des Kirchen-Innenraums ein und ihr sein abgestimmter Rahmen klingt über die Altarstufen hin bis zu der von Gold strohenden Decke, die vom Altarbild herabhängt. Die feinsten Ton-schattierungen kommen zum Ausdruck und manchmal hat man wirklich einen rein künstlerischen Eindruck. Wenn nicht die Nachdrängenden rücksichtlos ihr Recht geltend machen, so könnte man sich von dem Sprühnen und Duschten kaum trennen, das von diesen Blumenteppichen ausstrahlt. Am Eingang der Kirche ist eine kleine Tribüne aufgerichtet, von der das Bild bequem übersehen werden kann. Zwei Tage dauert die Besichtigung; am dritten wird es der „bellissima Madonna“ geopfert. Die ganze Prozession stampft darüber hinweg, kniet darauf und zerstört in wenigen Augenblicken ein Werk, an dessen Herstellung das ganze Städtchen Monate lang gearbeitet hat.

Der Abend des Festtages wird mit Tollen und Tanzen, mit Trinken und Schmausen gefeiert, damit der Mensch wieder ins Gleichgewicht kommt. Paläste und Thürme, mächtige Triumphbögen und Blumengirlanden aus bunten Glöckchen heben sich leuchtend von dem dunklen Himmel ab; dazu prasselt

und knattert das Feuerwerk, ohne daß kein Fest am Fuß des Vesuv vollständig wäre. Sie opfern der Madonna und versprechen ihr Vieles, aber für sich selbst wollen sie doch auch immer etwas haben, die kindlichen Egoisten, sonst wäre die Partie zu ungleich.

Doch in diesem Volle aus Seelenangst oder Dankbarkeit Gelübde und Stiftungen und wohlthätige Anstalten in Fülle entstehen, ist leicht begreiflich. Würden sie alle auch nur annähernd zweckmäßig verwaltet, so könnte die sprichwörtliche „miseria di Napoli“ bedeutend gemildert werden.

Eine Engländerin, die einen Kampfgenossen Garibaldis geheirathet hat, Jessie White-Mario, schrieb vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die „Armuth von Neapel“. Sie gibt darin an, daß in der Provinz Neapel 8418 Wohlthätigkeit-Anstalten mit einem Kapital von über zwanzig Millionen bestehen; und davon kommen auf die Stadt Neapel allein 349 mit einer jährlichen Einnahme von über sieben Millionen. Also könnte, wenn man hunderttausend Arme auf die ganze Bevölkerung rechnet, eine mittelstarke Familie jährlich beinahe 500 Francs aus diesen privaten Stiftungen beziehen, — bei der Bedürfnisslosigkeit und der fast nur vegetarischen Lebensweise des dortigen Volkes eine nicht geringe Beihilfe zum Leben.

Aber ein großer Theil der Einnahmen gerath in unrechte Hände oder wird durch eine weitläufige und anspruchsvolle Verwaltung aufgezehrt, so daß viele dieser Wohlthätigkeitsinstitute sogar mit Defizit arbeiten. Ein ganzer Troß von Verwaltungsräthen und Administratoren, bis hinab zum niedrigsten Angestellten, will selbst erst leben, und zwar gut leben, — sie und ihre Familien und alle ihre guten Freunde.

„Arricchitevi governatori poveri.“ Bereichert Euch, arme Angestellte! So hat der Volkswitz schon lange die drei Buchstaben A. G. P. (Ave gratia plena) im Wappen der Annunziata-Anstalt übersezt. Die Uebersetzung ist leider nur zu wahr. Erst beziehen die Aussichträthe und die Unmenge der Angestellten — es siebt Anstalten, die auf drei Inassen einen Angestellten beholden — hohe Gehälter und dann giebt es noch viele Nebenwege, auf denen gute Leute gebeilt: die Häuser und Liegenschaften der Stiftungen werden an Verwandte, Bekannte oder ihre Strohmänner billig verkauft oder vermietet, die Miethe wird kaum eingezogen, — und Das sind noch nicht einmal die größten Unterschleife. Alles aber hat ein legales Deckmäntelchen und wird mit schönen Phrasen garnirt. Es sind so viele Hände dabei im Spiel — und mächtige darunter! —, daß es schwer ist, die Kette zu durchbrechen und dem Lüderwesen auf den Grumb zu kommen. Fast nicht Leute leben vom Bezeichnen der Wohlthaten als von den Wohlthaten selbst. Das beste Beispiel hierfür ist das berühmte Armenhaus von Neapel, das „Real Albergo dei Poveri“ oder „Reclusorio“. Es wurde im Jahre 1751 von Karl dem Dritten gegründet; der eigentliche Begründer war aber der berühmte Pater Rocco, der Selbe, der, um der Stadt eine Straßenbeleuchtung zu geben, überall Madonnen- und Heiligenbilder anbringen ließ, die von den Frommen mit Lichtlein und Lampen verziert und abends erleuchtet wurden. Arm und Reich steuerte zu dem Unternehmen bei, Papst Benedict XIV. untertrückte elf Klöster, um ihr Vermögen der neuen Stiftung zuzuwenden, und fünfundsiebzig Jahre wähnte der Bau, der Millionen verschlang und bis heute nicht fertig geworden ist. Zu

Anfang dieses Jahrhunderts beherbergte die Anstalt die verschiedensten Elemente: Waisenkinder und öffentlichen Dirnen, Bagabunden und Arbeitunfähige. „Im Jahre 1831“, schreibt der frühere französischer Konsul Pellet in seinem Buch *Naples contemporaine*, „verpflegte das Albergo dei Poveri — und zwar sehr schlecht — fünftausend Pensionäre, den Abschauern der Provinz. Im Jahre 1860 revoltierten die viertausendachthundert Insassen, darunter zwei Drittel Weiber, weil der Hunger sie zur Verzweiflung trieb, im Jahre 1875 war die Zahl der Insassen auf zweitausend zurückgegangen, bleiche und ausgehungerte Gestalten, trotz einer jährlichen Ausgabe von 1238 000 Francs. Dafür zählte das Armenhaus aber auch nicht weniger als siebenhundertunzwanzig Angestellte.“

Noch übler wurde und wird im Waisen- und Kindelhaus Santa Annunziata gewirtschaftet. Im toskanischen Krieg 1822 waren zwei neapolitanische Adelige, Brüder aus der Familie Capece-Scondito, gefangen worden. Sie versprachen der Heiligen Jungfrau, eine Kirche und ein Krankenhaus zu ihrer Ehre zu bauen, wenn sie wieder frei würden, und hielten ihr Gelübde. Eine Laienbrüderlichkeit, die sich aus den ersten Familien der Stadt rekrutierte, übernahm Pflege und Leitung des Annunziata-Krankenhauses; und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatte es schon eine Rente von zweihunderttausend Thalern. Allein von den beiden alten Familien der Carosio und Garocciolo ward es in mindestens vierzig Testamenten mit Schenkungen bedacht. Das jetzige Einkommen übersteigt sechshunderttausend Francs. Schon die Stifter hatten der Hauptanstalt ein Waisen- und Kindelhaus angegliedert. Die „figlie della Madonna“ — so nennt das Volk die dort aufzogenden Mädchen — werden bei der Verheirathung ausgestattet und der Glaube herrscht, daß sie Glück bringen. Am Tage der Verkündung ist das Waisenhaus gefüllt und die Heirathlustigen halten Brautschau. Wenn die Auskunft, die die Administration über den Freier einzieht, günstig lautet, wird die Heirath alsbald vollzogen.

Freilich, wenn die Sterblichkeit im Kindelhause nicht geringer wird, so dürften solche Heirathen selten werden. Im Jahre 1895 starben alle 856 in demselben Jahr aufgenommenen Kinder.

Als diese Thatache bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Presse und es schien, als ob ein furchterliches Strafgericht über die Schuldigen hereinbrechen sollte, besonders, als der Bericht der Untersuchungskommission neben Unterschleifen und Nachlässigkeiten vor Allem hygienisch unglaubliche Vernachlässigungen zu Tage förberte. Die Anstalt besetzte statt der vorgeschriebenen neunzehn Kerze zweiundvierzig, die allerdings zum Theil sich nie sehen ließen und nur den Titel auf ihrer Visitenkarte führten, genügte aber nicht einmal den primitivsten Anforderungen. Milchsterilisation, Reinigung der Säugpfropfen, Absonderung der franken Kinder von den gesunden: Das waren unbekannte Dinge. Es kam vor, daß einer Amme, die selbst kaum genügend zu essen hatte, drei Säuglinge zur Ernährung übergeben waren, so daß im Volk der böse Witz umging. Männer wären als Ammen angestellt worden. Gestorbene Kinder waren Jahr um Jahr als lebend weitergeführt und die Kosten für sie berechnet worden. Der Bericht schloß mit dem traurigen Bekenntniß: „Né vi è alcun motivo per ritenere questo un fatto speciale al 1895“. Es liege kein Grund vor, daß Alles als außergewöhnlich für das Jahr 1895 anzusehen.

Schon die Bourbonen wußten, wie man mit den Einkünften der Wohlthätigkeitsanstalten, der „ricchezza dei poveri“, umzugehen pflegte, und mochten vergebliche Versuche, den Mäßbrüchen zu steuern.

Das geeignigte Italien nahm diese Versuche auf, ohne ein besseres Resultat zu erzielen. Ein Gesetz vom dreißigsten Juli 1862 stellte alle Wohlthätigkeitsanstalten unter die Aufsicht der Provinzialausschüsse und ein Gesetz vom Jahre 1890 gab dem Ministerium des Innern die Oberaufsicht. Jede Stadt sollte eine Armenkommission haben und die Administration möglichst vereinheitlicht werden. Aber im Jahr 1892 stellte der Bericht des Königlichen Kommissars Sarebo von Neuem fest, daß es keine Stadt gäbe, die bei so reichen Wohlthätigkeiteinrichtungen so viele unversorgte und hungernde Arme habe wie Neapel. Daß es seitdem auch nicht besser geworden ist, zeigt die erwähnte Untersuchung von 1896/97. Erst eine Erbschaft, die der Annunziata-Stiftung zufließt und dem Präfekten Gelegenheit gab, Auskünfte zu verlangen, rührte den ganzen stinkenden Brei wieder auf und veranlaßte die Aufsichtsräthe, die Abgeordneten Lazzaro und Simeoni, zu langathmigen Rechtfertigungen. Mit dem ganzen schauspielischen und oratorischen Geschick des Südländers wurden hier alle Vorwürfe bestritten, der Präfekt und der Advokat Perrone aber, der der Untersuchungskommission präsidiert hatte, als Verleumder bezeichnet, die aus persönlichen Motiven den „ehrenwertesten Aufsichtsräthen“ ein Bein stellen wollten.

„Unseren theuren Mitbürgern, denen bekannt zu sein wir uns rühmen können, überlassen wir das Urtheil über die arglistig gehäussten Fälschungen und Verleumdungen“: so schließt mit tiefem Brustton der legte Rechtfertigungsbrieft des Onorevole Signor Deputato Simeoni im „Mattino“, in der selben Zeitung, die anfangs der zornigsten Entrüstung über die Gräuel ihre Stimme geliehen hatte.

Von diesen lieben Mitbürgern, die als Zeugen angerufen werden, können leider kaum fünfzig Prozent lesen und von Denen, die lesen können, gehören nur allzu viele selbst der Schmarotzergruppe an. Mir sagte einmal der Präfekt von Neapel, ein Norditalianer, der später Minister wurde, auf meine Frage, ob nicht der Zugang zum deutschen Krankenhouse verbessert werden könne und weshalb alle darauf gerichteten Eingaben unberücksichtigt geblieben seien, „er sei ohnmächtig; bis die Sachen an ihn kämen, seien sie längst durch die Clique abgemacht und er könne bloß unterschreiben.“

Man würde trocken fehlgehen, wenn man das ganze Volk nach der Korruption seiner Politiker und Beamten beurtheilen wollte, wie so viele unserer nordischen Italiensfahrer, vor Allen die langathmigen Rundreisenden, zu thun pflegen. Auf sie paßt Nießisches Wort: „Und Andere giebt es, die kommen schwer und knarrend daher, gleich Wagen, die Steine abwärts fahren: Die reden viel von Weisheit und Tugend, — ihren Hemmschuh heissen sie Tugend!“

Italien hat eine Verfassung, in die das Volk noch nicht hineingewachsen ist; sie legt sich um seine alten tragen Gewohnheiten wie ein zu weites Kleid. Aber die Politiker und Streber wissen sie auszunutzen, sich häisch warm darin einzuwickeln und sich dem Volk in einer schönen Pose zu zeigen. Sie kennen seine Begeisterungsfähigkeit und seine angeborene Freude an der schönen Form. In welchem Lande sonst wäre es möglich gewesen, daß, wie hier, der Dichter Gabriele d'Annunzio von hungernden Bauern zum Abgeordneten gewählt werden könnte?

Aber seine Rebe klang so prächtig und voll, so musikalisch und stolz, „daß sie eingedenkt sein sollten der uralten Schönheitmission Italiens“, — und die hungrenden Bauern wählten ihn.

Von der Schönheit können natürlich die armen Teufel nicht leben und der italische Staat hat bringendere Missionen zu erfüllen. Die Lage der Landbevölkerung vor Allem ist Mitleid erregend und zwingeht Hundertausende jährlich zur Auswanderung. Das Pachtystem der Latschunden mit seiner rücksichtlosen Erpressung lastet schwer auf dem kleinen Bauer, dem contadino. Der Eigentümer lebt in seinem Palazzo in der Stadt, sein Großpächter, ein „signore“ wie er, wirthschaftet auch nicht selbst, sondern verheist den Boden an Unterpächter und erst diese geben ihn an den wirklich arbeitenden Kleinbauer ab, der die ganze Besteckung leistet und dafür ein Viertel des Ertrages erhält. Ohne Maschinerie und Arbeitkräfte kann er kaum die Hälfte des ertragfähigen Bodens anbauen, der Rest liegt brach und verdödet, — und der Bauer kommt aus Hunger und Schulden nicht heraus. Ein gut Theil des berüchtigten Brigantaggio löst sich aus diesem sozialen Elend erklären. Trotzdem wählten diese Bauern einen Dichter in das Parlament. Das ist ganz sicher unpraktisch, — aber es ist die alte Kultur, die nicht gestorben ist, die selbe, die uns den stolzen Gang des Bettlers erklärt und die graziose Armbewegung der Wäscherin, die ihre Lumpen am Ufer auswindet, als ob eine Königin Perlen aussirente.

Bei aller Leidenschaftlichkeit ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitsam, obgleich es natürlich auch deren genug giebt, die vom Spielen und Stehlen leben möchten, wie die „Meteobrüder“ im „Simplicissimus“. Das Volk ist intelligent, vor Allem jedoch höflich und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Die „bellezza“, die Schönheit, ist ihm fast gleichbedeutend mit der Güte. Rügnerisch sollen die Neapolitaner sein und Betrüger? Viele Augen zeugt nur die Höflichkeit und ohne Höflichkeitssüßen kommen auch wir im Verkehr nicht aus, obgleich wir uns für so viel besser halten.

Wie viele Gute und Selbstgerechte werden die Hände über ihren sahnen Köpfen zusammenschlagen, wenn man ihnen sagt, daß Betrug und Täuschung da unten häufig „ein Spiel des Scharfsinns und Witzes“, ein Turnier der Klugheit ist, das sich in Lachen auflöst, wenn die Masken gelüftet werden. Nicht gegen vernünftige Erziehung eifere ich, aber dagegen, daß man sich über und über mit Bildung behängt und selbstgefällig damit rasselt, ohne daß sie in das Wesen einbringt, — wie die Wilden sich mit Glasperlen und Muscheln und bunten Steinchen behängen und ihre Körper verrenken, damit das glitzernde Zeug auch ordentlich im Licht nach allen Seiten funkeln möge

Der Italiener und vor Allem der Neapolitaner hat kein Verhältniß zur Natur. Es ist ihm unverständlich, wie man zu Fuß wandern kann, wenn man nicht muß; er schüttelt den Kopf, wenn wir aus Vergnügen auf den Bergen herumklettern und beim Meer mit „seiner beweglichen Schlangenhaut“ traut er schon gar nicht. Er ist oft auch grausam gegen Thiere. Das sind vielleicht antise Überlieferungen. Aber er lächelt manchmal auch mit Recht über unsere billige Sentimentalität, die, sobald es sich um den Geldbeutel handelt, still abschwemmt. Auf Capri kam ich einst dazu, als ein Fischer einen kleinen König mit Singvögeln zum Verkauf ausbot; „sie seien sehr schwach“ sagte er. In idealen

Born und flatternden Regenmänteln kamen da zwei Deutsche auf ihn zu und ergossen alle Schimpfwörter, die sie aus dem „Kleinen Meyer“ gelernt hatten, über ihn: „Das sei eine Schande und eine elende Grausamkeit, er sei eine ‚bestia‘, ein ‚poreo‘, und müsse die Vögel fliegen lassen, denn sie seien nützlich und fängen noch dazu“. Der Mann von Capri meinte lächelnd, sie möchten ihm für das Stück zwei Solbi geben oder einen, dann wollte er sie fliegen lassen; er habe nun einmal die Würde gehabt und würde sie sicher loswerden; auch habe er das Geld nötig. Aber die edlen Thierfreunde drehten sich schimpfend um und entfernten sich. Und der Fischer schaute ihnen verwundert nach, er verstand ihre Logik nicht.

Oft kann man in Neapel hören, wie wenig die Leute von der „Italia unita“ erbaut sind, und man kann ihnen diese Stimmung nicht ganz verbieten. Die größte Stadt Italiens sank durch die Einigung zu einer verkümmerten Provinzstadt hinab. Von Karl von Anjou bis auf die spanischen Vicekönige und die Bourbons war versucht worden, aus Neapel einen großen Mittelpunkt zu machen. Mit dem Jahre 1860 war Das plötzlich zu Ende; die Eisenbahn zwischen Nord und Süd lief längs der adriatischen Küste, der große Getreide- und Fruchthandel zog sich nach den kleinen Häfen von Torre Annunziata und Castellammare und außerdem konkurrierte das ausländische Getreide mit der einheimischen Ernte. Vor dem Jahr 1860 zahlte man 15 Francs Kopfsteuer, im Jahr 1868 schon 45; der hohe Stadtzoll vertheuerzte die Lebensmittel um das Dreifache; die Löhne sind um die Hälfte niedriger als im übrigen Italien, die Wohnungen aber viel teurer. Selbst über Verbesserungen, die die neue Ordnung gebracht hat, beschwert sich das Volk, weil es aus seiner schwüngigen Ruhe aufgeschreckt wird; denn Neapel ist ungesähr das Gegenstück zu einer „Perle der Reinlichkeit“, wie es in der griechischen Zeit genannt wurde. Deshalb ist es auch von nicht weniger als achtzig großen Epidemien seit der römischen Kaiserzeit heimgesucht worden. Die letzte verheerende Choleraschüte vom Jahr 1884 hatte wichtige sanitäre Maßregeln im Gefolge. Man führte der Stadt das ausgezeichnete Trinkwasser des Serino zu und das „Risorgimento“ sorgte für neue gesundheitlich gut eingerichtete Quartiere und für die noch im Bau befindliche Kanalisation, deren großer Plan leider nicht ganz durchgeführt worden ist. Wenn sie fertiggestellt sein wird und auch die dreitausend Rühe und vielen Tausend von Biegen, die täglich die Stadt durchziehen, durch eine bessere Milchversorgung abgeldet sein werden, dann werden auch die miasmatischen Fieber und der tödliche Typhus weichen, die jetzt noch immer eine ständige Gefahr, besonders für den Fremden, sind. Zu einer „Perle der Reinlichkeit“ wird die schöne Stadt am Vesuv zwar wohl nie mehr werden, verbessert aber könnte Vieles schon dadurch sein, daß der „Reichtum der Armen“, die großen Revenuen der Wohlthätigkeitsanstalten, seiner Bestimmung wirksamer zugeführt würde. Es gilt, das Glend und das Verbrechen aus den dumpfen Löchern und Schlupfwinkeln der „Baasi“ und „Vicoli“ aufzuschüren, in die nie ein Sonnenstrahl bringt. Und was ist Neapel ohne Sonne?

Neapel.

Dr. Karl Graeser.



Im neuen Heim.

Der es ist, der mir sagt: „hier darfst Du nun eine lange Weile bleiben und ruhen und in Muth und Schönheit schaffen“, weiß ich nicht. Aber es ist Einer da, der mirs sagt. Und ich lausche mit innerem Dank der heimlichen Stimme, die mir davon spricht, daß nun die mühsame und ermüdende Zigeunerrei durch fremde Miethwohnungen vorläufig ein Ende erreicht hat. Nie noch hatte ich es so eilig mit dem Aufstellen und Anheften meiner lieben Erinnerungen wie diesmal. Von den Wänden grüßen sie mich und auf den Simsen steht manches freundliche Stück, das mir von lieben Menschen erzählt und von den Tagen, da meine Jugend noch das Fest der Hoffnung feierte und überschäumte vom mutigeren Sehnsucht.

Es ist Einer da, der mit die Sicherheit giebt im neuen Heim. Sehe ich links zu meinem Fenster hinaus, so frage ich: Ist's der ansteigende, von einem dichten Baun bekrönte Wiesenhang, der mir jede Aussicht, einem zudringlichen Auge aber auch jede Einsicht verwehrt? Und sehe ich rechts zu meinem Fenster hinaus, wo die Strahlen der Morgensonne durch dichtes Tannengrün spielen und der Wind leise durch hohe Wipfel rauscht, so frage ich: Kommt von Euch diese Ruhe und wohlthuende Beschlossenheit?

Ich weiß nicht, ob Andere dieses Gefühl auch kennen. Und das Gegengefühl der Heimathlosigkeit? Muß dem Wort allein schon tönt mit ein namenloses Elend entgegen. Die Erde ist die Heimath der Menschheit. Aber nur ein Stücklein dieser Erde kann die Heimath eines Menschen sein, — die Heimath, wo jeder Stein ihm bekannt ist, jeder aus dem Boden lugende Keim von seinem Auge entdeckt wird, jeder Baum und jede Blüthe am Baum ihm ein Freund wird, mit dem er Zwiesprache halten kann. Was macht denn unsere Kindheit so schön? Was füllt sie mit jenem Reichthum aus, von dem wir manchmal ein ganzes Leben gehren? Was anders als das Zusammenwachsen all unseres Lebens mit dem Orte und seinen Neuheiten? Da giebt es doch keine bloßen abstrakten Erinnerungen, sondern ein lebendiges Bild steht vor uns, so genau, so farbig und frisch, daß wir es malen könnten. Wie oftmals streiche ich mit meiner Gespielin durch Engels Garten und verstecke mich in den Lavagrotten, durch deren künstliche Durchblüte aus der Tiefe ein hellgrünes Wasser schimmert! Wie oft stehe ich mit meinen Kameraden auf der Birkenbrücke und sehe in dieses Wasser hinab, wo mit dem Schwanz schlängelnde Salamander unsere Jagdblüst erwidern! Und der Fuchsplatz, an dem ich mit dem Hubert den Ueberstrumpf las, wo wir Indianerschlachten lieferten, wenn uns die Phantasie durchging und uns mit dem Geheul der Wildniss und dem Gebrüll der Freiheit gegen einander trieb! Und der Krebsfang im marienforster Bach! Jeden Stein sehe ich, ich rieche heute noch das Duftgemisch von Krautminze und Pfefferminze und Thymian, das dieses Bachthal erfüllte, jeden Lümpel sehe ich noch, in dem das Wasser sich staute, und ich höre das Geschrei, wenn statt des gesuchten Krebses ein fetter Frosch dem aufgedeckten Schlußwinkel entschlüpfte! O, und die Maißdistanz in der „alten Bach“! Die Drachenzeit im Dürrens Feld! Die heimlichen Raufgesellschaften am Berg! Die Schlittschuhzeit auf der Bleimar, in Marienforst, im Wendelstädt's Garten, an der friessdorfer Dampfmühle! Da giebt es keine

Erinnerung, bei der sofort nicht Farben und Frische mit auftauchten. Und einmal hatten wir etwas ganz Besonderes gemacht. Zur Frohnleichnamsprozession hatten wir Kirche voll Kornblumen gesammelt. Vor unserem Hause sollte der schönste Blumenteppich die Straße zieren. In der Mitte ein blauer Kornblumenteppich und der Rand sollte von Pfingstrosenblättern sein. Wir drei Brüder schreiten andächtig in der Prozession; da auf einmal springt der Hermann heraus, rennt vor zu unserem Thor, und wie er sieht, daß nicht nur der Pastor mit dem Allerheiligsten über unsre Blumen wandelt, sondern auch die den „Himmel“ tragenden, rothbeschärpten Männer, da hiebt er seinen Unmuth nicht mehr zurück und plakte heraus: „Die Saukerls gohn och dröwer!“ Unser ganzer schöner Teppich war ruinirt, zertrampelt, zerwühlt, als die Prozession vorüber war, denn es gab da Buben, die sich eine Freude daraus machten, durch die aufgestreuten Blumen zu schleichen, wie man im Walde oft zur Herbstzeit durch das gefallene raschelnde Laub schleift. Aber wir hatten sie uns notirt für den anderen Tag in der Schule; da sollten ihnen die Knie schon gelenkig werden und die Füße vom Boden kommen, wenn wir mit unseren frischen Haselnußjuschen ihnen um die Schienbeine legten!

Wie sich diese Nachgefristung mit der Andacht am Frohnleichnamstage reimte: Das wäre vielleicht einer sehr eingehenden psychologischen Untersuchung wert. Allein ich verzichte darauf, in dem Bewußtsein, daß sich in der Kindheit gar Manches reimt, was sich später im Leben absolut nicht vertragen will. Und ein zweiter Umstand hält mich davon ab; daß mir trotz meinen vierzig Jahren die Zeit der Reue immer noch nicht kam. Ob sie jemals kommen wird? Hoffentlich nicht!

Einstmal hatte ich ein Heim. Ich weiß es, wenn ich meine Erinnerung frage. Aus ihr heraus grünt und blüht es mit heute noch immer. Und da ich fühle, wie arm mein Leben wäre, fehlte ihm diese Wunderperspektive, so geht nun all mein Sehnen dahin, meinen Kindern ein Heim zu schaffen. Das ist ein Dichterwunsch. Und müssen Dichterwünsche immer Lufschlößer sein und bleiben? Hast du nicht es so. Aber trotzdem verzage ich nicht. Denn wer verzagt, ist kein Dichter.

Wo hlan denn, ich verzage nicht; und da ich es nicht thue, habe ich die Kraft, auch Anderen Mut zu machen, und so will ich hier etwas erzählen, — eine einfache, gar nicht komponierte und nicht abgeschlossene Geschichte.

* * *

Unterhalb Jahre mag es nun sein, daß ich von Paris aus auf einen deutschen Arbeiter aufmerksam gemacht wurde, der da hinten, tief in der Oberlausitz, versucht, mit eigenem Denken sich durch die Probleme des Menschenlebens überhaupt und unserer Zeit im Besonderen hindurchzustemmen. Zu ihm war die Runde gebrungen von der sich in Paris vorbereitenden Bewegung zu einem Menschheitskongress, der im Jahre 1900 bei Gelegenheit der großen Weltausstellung zusammen treten soll. Und das Interesse, das er, wie ich, an dieser Bewegung nahm, führte ihn mit mir zusammen. So gewann ich einen Mauter zum Freunde. Gleich der erste Brief, den ich von ihm empfing, machte großen Eindruck auf mich, — gerade durch den enormen Gegensatz zwischen Dem, was da zum Ausdruck gelangen wollte, und der hilflosen und edigen Form, wie sich Alles aussprach. Aus verschrobarer Prosa fiel der Mann in Verse; und so ungelenk und unbeholfen diese auch waren, zeigten sie dennoch, daß Rhythmus, Reim-

Klang und Klangerim hier als eine direkte Nothwendigkeit von dem hoch schlagenen Herzen empfunden wurden. Die vernachlässigte Schulbildung war nicht mehr nachzuholen, aber vielleicht konnte es gelingen, den Mann durch Verweisung an hervorragende Werke unserer Literatur allmählich in der Ordnung seiner eigenen Gedanken und ihrem Ausdruck etwas weiter zu bringen. Ich versuchte es; aber langsam nur geht es damit vorwärts, denn mein Freund ist Maurer. Er muß den Tag über schwer arbeiten, um seine große Familie nothdürftig zu erhalten; zudem ist er kränklich und vermag schwere Arbeiten nicht mehr zu leisten. Wie er mir schrieb, stammt er von schlesischen Webern aus dem Landeshutischen und die Mutter starb an der Lungenenschwindsucht. Von seiner Frau her zieht sich ein Haben der Verwandtschaft aus ehemaligen Bürgerkreisen, ja aus adeligen Kreisen zu ihm hin. Aber „meine Frau hatte schon als Kind — sie ist die Jüngste von dreizehn Geschwistern — den kleinbürgerlichen Stand nicht mehr kennen gelernt, weil die Familie verarmt war.“

Seit seiner Dienstzeit kränkte mein Freund. Dann kamen schwere Lungen- und Rippenfellentzündung und brachte ihn ins Krankenhaus. Hier drängte sich an den aus der katholischen Kirche Ausgeschiedenen ein evangelischer Pfarrer heran und suchte ihn für die evangelische Kirche zu „retten“. Ohne dauernden Erfolg. Willig zur Arbeit, aber in Folge der Krankheit gehindert, mit den allerbesten Zeugnissen versehen, die ihm doch nichts halfen, da er überall abgewiesen wurde, sah sich der Mann mit seiner Familie dem grauenhaftesten Elend preisgegeben. Da griff er zur Bibel, die ihm seine Pflegerin geschenkt hatte. Er stellte die Bibelsprüche, die in seinem Herzen nachlängen, nach einander zusammen, und Das waren solche, „die doch“, wie er mir schrieb, „die größten Majestätsbeleidigungen und Beamtenbeleidigungen enthielten“. Etwa fünfzig bis sechzig Holzbogen füllte er mit diesen Sprüchen und seinem Kommentar dazu. „Gerade die große Noth und Sorge brachten und drängten mich immer mehr zum Denken.“ Und diese sämtlichen Schriftstücke schickte mein Freund nun einem Diaconus; obendrein schrieb er einen Brief an den Magistrat, in der Hoffnung, auf diese Weise eine Wendung seiner Lage herbeizuführen. Der Erfolg war der, daß er im Dezember 1895 von der Polizei in das städtische Siechenhaus gebracht wurde, um auf seinen Geisteszustand hin beobachtet zu werden. Nach sechs Wochen stellte der dirigirende Arzt fest, daß er gesund sei, aber die Behörde hielt ihn trotzdem zurück. Bis zum August 1896 verblieb er in der Anstalt, dann wurde er einer privaten Nervenheilanstalt übergeben, wurde auch dort für gesund erklärt, mußte aber noch vom November 1896 bis zum März 1897 die Provinzial-Irenenanstalt passiren, ehe er nach beinahe fünfsieverteljähriger Detention seiner Familie zurückgegeben wurde.

So furchtbar diese Vorgänge auch erscheinen und wie sehr wir uns dagegen sträuben, zu glauben, daß es im Deutschland Behörden geben könne, die in dieser Weise gegen besseres Wissen gehandelt hätten, hier interessirt nur: wie fand sich der „Verküste“, wie fand sich mein Freund mit Alledem ab? „Ich verzeihe den Irrthum, den die Behörde begangen hat, und mache keine Einwendung, auch nicht in Zukunft, weil ich liebe. Ich habe eine praktische Schule besucht und bin der Behörde sogar dankbar.“ So schrieb er mir. Nun, wer so zu denken vermag, gewann den menschlichen Geist, nach dem Religion, Philosophie und

Kunst fort und fort ringen, und mit Stolz darf er für sein Handeln den Sinn-Spruch prägen: „Das Wort ist der Same, die Verhüttung ist die Frucht.“

Der belehrungsreiche Diakonus riecht meinem Freunde einmal, von solchen Psalmen, wie Psalm 37, abzustehen. Denn dieser Psalm befand sich unter den von ihm kommentierten Bibelsprüchen. Wie erklärt aber mein Freund die Verse 14 bis 17: „Das Schwert ziehen die Freuler und spannen ihren Bogen, zu stürzen den Armen und Fürstigen, zu schlachten, die geraden Wandel sind.“

15. „Ihr Schwert bringt in ihr eigenes Herz und ihre Bogen werden zerbrochen.“

16. „Besser das Wenige, das der Gerechte hat, als die Fülle vieler Freuler.“

17. „Denn der Freuler Arme werben verbrechen und es stöhnt die Gerechten der Ewig.“?

„Aus dem Psalm 37“, schreibt er mir, „scheinen die Anhänger der gewaltjamen Revolution ihre Weisheit geschöpft zu haben. Diese Menschen haben aber den Psalm nicht weise aufgefaßt und nicht erkannt, wie der rechte Sinn daraus zu schöpfen ist. Vers 15 erscheint ja etwas zweideutig; Vers 17 aber widerspricht der Zweideutigkeit, die der fünfzehnte Vers enthält. Der Verstand erhält die Gerechten! Der Verstand zerbricht ihnen, den Ungerechten, das Schwert, ohne daß es die Gerechten in die Hände nehmen.“

Nicht darauf kommt es an, ob diese Auslegung richtig ist. Jedenfalls kann ich mir keinen schmäheren Mutth denken als den, der hier meinen Freund bestellt. Mitten in den rasenden, mitleidlosen Kampf um das tägliche Brot gestellt, durch eigene Erfahrungen belehrt, wie brutal dieser Kampf im Allgemeinen geführt wird, läßt er den Glauben nicht fahren, daß einmal die Vernunft und in ihrem Gefolge die Schönheit in die Menschenwelt eingleichen werden. Und was er mit dem „Verstande“ meint, der einmal Herrscher werden soll, erkenne ich aus seiner Paraphrase über das achte Kapitel des ersten Buches Samuelis, das er so versteht: Samuel hatte sich die Reinheit des Gewissens bewahrt und so hatte er den Vorn der Erkenntniß in sich, aus dem er prophetisch schöpfen konnte. Sein Gewissen sagte ihm, er müsse sich und seinem Volk die Freiheit bewahren. Das Volk aber hatte sein Gewissen eingebüßt; dieses, d. h. den Verstand, wollte es nicht mehr König über sich sein lassen. Der Verstand hatte Israel aus Egypten geführt. Dann aber hatten die Juden ihn verworfen und der Lüge gedient. Jetzt verlangten sie nach einem König, wie ihn alle anderen Völker auch hatten. Darin aber sah Samuel das Unheil, — und so schilderte er ihnen warnend die Art, die der von ihnen begehrte König haben würde.

Wie hier mein Freund „Verstand“ und „Gewissen“ auffaßt, wie er den „Verstand“ der „Lüge“ gegenüberstellt: Das läßt erkennen, was er mit diesem „Verstande“ meint. Es ist die Idee der Vernunft selbst, die allem seinen Denken hier zu Grunde liegt und ihm Harbe und Leben giebt.

Aber nicht nur in der Bibel sucht mein Freund sich zurechtzufinden. Er zeichnet die Abhängigkeit der Weltkörper von einander mit kurzen, klaren Strichen. Ob die Erde nicht wieder in die Sonne eingeht, fragt mein Philosoph, und sein einfacher Sinn antwortet mit Ja. Fragen, die heute ganze Kreise und Gruppen beschäftigen, beantwortet er sich unbeeinträchtigt nach seiner Art. So meint er, die Althe der im Feuer Bestatteten sollte ausgestreut werden. Aufbewahrung in Urnen

sei eine Gefangenshaft des gewejenen Dinges. Er wünscht, verbrannt zu werden; allein da der Mensch der Erde gehöre, sei die VerSenlung der Leiche in die Erde der Bestreuung der Asche gleich: eine Rückkehr zu dem Wesen, von dem alles Leben ausgehe.

Ein anderes Problem: Kraft und Stoff! Die Ewigkeit erschint ihm als die Vereinigung des männlichen und weiblichen Seins, der männlichen und weiblichen Kraft, daher als selbstzeugender Urgrund aller Erscheinungen. Sie stelle den Menschen Stein, Mischstein und Dachstein in Gleichnissen dar. Ich erinnere daran, daß ein Maurer so spricht, der von Platon vielleicht nie etwas gehört hat und von dem philosophischen Denken keiner bis vor ganz kurzer Zeit überhaupt keine Ahnung hatte. Und doch trifft er aus sich heraus hier Platons Anschauung der Dinge, die nicht wärdlich, sondern bloße Erscheinungen — Gleichnisse — sind, die niemals sind, sondern immer nur werden, während der einzige und ewige und unveränderlich Seiende allein die Idee sei.

Diesen tiefen Ernst, hinter die Probleme der Welt und des Lebens zu kommen, sah ich. Ich sah die Arbeiten dieses Mannes, fast wie unter vier Holzleisten groß, mit enger Schrift geschrieben. Und alle diese Arbeiten philosophischen, religionphilosophischen, nationalökonomischen Inhaltes, in denen er zu den verschiedensten Erscheinungen der Zeit Stellung nahm, zum Spiritualismus, zum Tütel- und Orbenwesen, zu Vereinen und Organisationen, zu Strifebewegungen u. s. w., entstammen seiner laren Heierzeit; denn, wenn die Erwerbsarbeit ruhte, schrieb er. Das machte mich besorgt und ich riech ihm einmal, er solle auch das Lachen nicht vergessen; Heiterkeit und Erfolung gehörten auch zum Leben, namentlich, wenn man der Sorgen und Lasten viele zu tragen habe, wie er. Und darauf schrieb er mir: „Es gibt auch Momente, wo ich lache; aber ich kann nicht behaupten, daß ich gerade in diesen Momenten Freude hätte. Ich beobachte mich sehr viel selbst. Die freudigen Empfindungen, die ich an mir beobachte, kommen nicht durch Lachen zum Ausdruck. Ich möchte die Fröhlichkeit in zwei Artentheilen, in eine äußerliche und in eine innere. Und der innere Fröhlichkeit, die sich ohne Lachen ausdrückt, muß ich einen reineren Werth geben. Die innere Fröhlichkeit oder Freudigkeit, die sich durch äußeren Ausdruck nicht bemerkbar macht, kann den Gegenüberstehenden nicht täuschen. Das Lachen aber ist äußerlich zu bemerkern; und nicht immer ist es als Ausdruck einer freudigen Empfindung zu betrachten. Manchmal kann man unterscheiden, ob das Lachen der natürliche oder unnatürliche Ausdruck einer Empfindung ist; aber es gibt auch eine nicht natürliche Lache, die man nicht immer von der natürlichen unterscheiden kann. So gebe ich auf das Lachen selbst nicht viel. Ich lege auf das Auge den größten Werth: nach ihm kann man den Menschen am Sichersten beurtheilen und darum beobachte ich bei jedem Menschen den Pupillenschlag.“

Und wie mein Freund den Einzelnen beobachtet, so das Leben und die Welt. Das Blau des Himmels erweckt ihm die Frage: „Warum sieht am Tage der Raum blau aus? Das muß die Farbe sein, die aus der Mischung zweier Farben entsteht.“ Und so erdichtet er sich die Entstehung des Blau aus der Mischung der beiden „Urfarbenscheine“: Licht und Finsternis. Die blaue Farbe wird ihm zum Symbol der Harmonie, der Verträglichkeit, der Klarheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Brüderlichkeit, mit einem Wort: der „Liebe“. Und diese

ist ihm nun das „ursprüngliche Sittenbild“, in dem alle Dinge sich klar und deutlich ihrem wirklichen Wesen nach darstellen. Der Wechsel des Lichtes und der Finsternis lehrt ihn die ursprüngliche doppelte Kraft des Allheims verstehen, wie der Farbenschein „Blau“ ihm die Einheit dieser Doppelstrahlung offenbart.

Eine eben so schöne Symbolik erweckt ihm der Anblick des Neises; er ist der Schweiß, der den beiden Kämpfern, Wärme und Kälte, ausbricht, und sich mit weitem Hauch über die Erde legt. Weiß aber ist die Farbe der Unschuld; und so lehrt der Neis die Lebewesen der Erde, daß er ein Schweiß des unschuldigen Kampfes ist; denn Kampf ist Alles, Kampf ist Leben, Kampf ist Arbeit. Arbeit aber ist Unschuld, Adel, Reinheit, sie wäre „das natürliche Sein des menschlichen Kampfes“. „Im Vergleich mit den kämpfenden Lustelementen aber hast Du, unekstinkige Menschheit, bis auf wenige Ausnahmen von Edelstein nicht die leiseste Ahnung. Wie legt sich Dein Schweiß in den bestialischen Kämpfen zur Erde? Roth. Roth aber bedeutet Schuld, Unreinheit, Unadel in der Kampfesweise. Roth ist Dein edelster Saft. Er soll Dich zur Kraft emportragen, die Dich lehrt, Deine Selbstliebe und Deine Rächstenliebe zu fördern. Nach außen faunst Du Das aber nur im Kampf der Arbeit bezeugen. Treibt der Fleiß Deinen Schweiß hervor, so ist Dein Kampf ein unschuldiger, reiner; treibt der Kampf den inneren Saft nach außen, fließt das Blut zur Erde, so hastest Schuld an ihm und Unreinheit.“

* * *

Über schaue ich nun dieses stille und freudige Kämpferleben, sehe ich, wie ein Mann, den das Schicksal fast ganz in den Winkel schob, dem es bei seiner Roth nicht einmal den letzten Helfer aus der Roth, die körperliche Gesundheit, ließ, aus diesem Winkel auszog und sich eine Welt eroberte, und höre ich diesen Mann mit stilem Selbstbewußtsein sagen: „Obgleich ich ein Mensch bin, der das schöne Reimen der Gedanken und Sagen nicht gelernt hat, so stelle ich mich doch furchtlos jedem Titellrämer, der nur von Wissen und Thaten zu reden versteht, mit meinem Wissen und meinen Thaten gegenüber“; sehe und höre und überdenke ich mir das Alles, so kommt ein hoher, freudiger Muth über mich. Die Aussicht wird frei, daß heengende Nähe rückt in die Ferne, und daß erlösende Fernste Schmiegt sich lockend in meine Nähe. Von diesem Muth aber wollte ich hier erzählen, der, unverzagt wie das Leben selbst, schafft und zerstört und wieder schafft, der es mit Zarathustra begriff: „So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Leiden . . . Muth aber ist der beste Totschläger. Der Muth schlägt auch den Schwindel tot an Abgründen: und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen!“

Und so sei es denn im neuen Heim: nicht eine Zufluchtstätte vor dem Leben soll es mit sein, sondern eine Zufluchtstätte des Lebens selbst. Was es auch bringe: ich schließe die Thür nicht ab, und welche Fragen es auch an mich stelle, es soll ihm Antwort werden.

Hinden diese Zeilen einen freudlichen Leser und gewinnt er mit mir meinen Mauret lieb, so soll Dies mein Bathengeschenk sein für seinen Jüngsten. Glück auf denn aus meinem neuen Heim dem jungen Leben und seinem tapferen Erzenger, dem blickenden Philosophen!

Soden im Taunus.

Mathieu Schwann.

Die nordamerikanische Volkschule.

Das Schulwesen ist in den Vereinigten Staaten eine Angelegenheit der Einzelaufenthalte. Daher ist die Gesetzgebung an sich schon verschieden. Außerdem verwalten aber auch die Counties, Grafschaften, die etwa unseren Kreisen entsprechen, oft aber auch wesentlich größer sind, in vielen Fällen ihr Schulwesen mit einer gewissen Selbstständigkeit; ferner ist hier und da Städten und anderen Gemeinden gelegentlich die Schulverwaltung übertragen. Freilich gibt es in Washington ein Bureau of education, das vom Ministerium des Innern reftortirt und einen hervorragenden Gelehrten, Mr. Harris, an seiner Spitze hat. Es trifft feinerlei Entscheidungen, übt aber als berathende Instanz einen großen moralischen Einfluß aus. Jeder Staat hat ein State Board of education, die Grafschaften haben County Boards und die Städte City Boards of education.

Im Volksschulwesen sind verschiedene Kategorien von Lehranstalten zu unterscheiden. Auf der untersten Stufe sind die Kindergärten zuweilen selbstständig, häufiger mit den eigentlichen Schulen verbunden. Sie sind für Kinder zwischen fünf und sieben Jahren bestimmt, doch werden auch jüngere aufgenommen. Unserer Elementarschule entspricht die Primary School. Ist der Kursus vierjährig, so ist die Primary School nur die Vorschule für die nächsthöhere Schule, die Grammar School, mit vierjährigem Kursus. Oft sind beide Institute mit einander verbunden und in vielen Fällen wird die Grammar School mit zur Primary School gerechnet. So erklärt es sich, daß mitunter der Kursus achtjährig ist. Es gibt übrigens auch Schulen, wo man einen sechs- oder siebenjährigen Kursus hat. Primary und Grammar School werden, wenn sie vereinigt sind, auch als District School bezeichnet. Aufgabe der Primary School im engeren Sinne, Das heißt: des vierjährigen Kursus, ist es, die gewöhnlichen Elementarfächer zu lehren: Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, etwas Geschichte und Naturkunde. In der Grammar School wird etwas Physik gelehrt, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten, Rechnen, Geographie und Naturwissenschaften. Auch wird in den Grammar Schools eine Sprache facultativ gelehrt und oft genug wird von den Schülern das Deutsche bevorzugt.

Die nächsthöhere Stufe ist die High School mit vierjährigem Kursus. Schüler unter zwölf Jahren pflegen nicht aufgenommen zu werden. Im Großen und Ganzen bereiten die High Schools zum Collegebesuch vor. Gelehrt werden: Algebra, Geometrie, Physik, Rhetorik, Deutsch, Lateinisch, Chemie u. s. w. Vielfach ist der eine oder der andere Gegenstand facultativ. Neben den High Schools gibt es einige Privatanstalten und Seminare mit gleicher Berechtigung. Zwischen Grammar School und High School gibt es dann noch in einigen Städten Intermediate Schools, so beispielsweise in Brooklyn.

Die Einführung des obligatorischen Schulbesuches hat in Nordamerika stets mit freiheitlichen Vorurtheilen zu kämpfen gehabt. Erst in neuerer Zeit ist es in der Mehrzahl der Staaten gelungen, den Schulzwang einzuführen. Während 1883 noch 26 von 38 Staaten Widerstand leisteten, sind heute die Staaten ohne Schulzwang in der Minderheit. Freilich ist dieser Zwang zuweilen recht un-

zureichend. In Chicago z. B. ist die Schulpflicht nur für Kinder zwischen sieben und vierzehn Jahren festgesetzt; und zwar genügt ein Schulbesuch von sechzehn Wochen im Jahr. Aber auch sonst werden die gesetzlichen Bestimmungen in der Praxis mangelhaft befolgt. Gestützt auf genaue Zusammenstellungen eines deutschen Pädagogen, hat die Unterrichtsabteilung in Washington vor einigen Jahren eine Statistik veröffentlicht. Danach gingen in New-York nur 72 Prozent der schulpflichtigen Kinder in die Schule und hieron etwa 42 Prozent nur drei oder vier Monate im Jahr; also nahmen nur 30 Prozent der schulpflichtigen Kinder regelmäßig vier Jahre hintereinander am Unterricht Theil.

Kirche und Schule sind vollständig getrennt. Religionunterricht bleibt den Sonntagsschulen, Privatschulen und religiösen Schulen überlassen; doch ist die Verlesung von Bibelstücken auch in öffentlichen Schulen üblich. Früher war der Einfluss der religiösen Gemeinschaften auf die Schulen vielfach stärker. Heute sind sogar sehr fromme Leute für das Prinzip der konfessionlosen Schule.

Doch besteht auch eine ganze Reihe konfessioneller Schulen, besonders, seit Katholiken in neuester Zeit die konfessionlose Schule als eine Gefahr für die Religion zu betrachten begonnen haben. Jesuitenschulen werden auch von protestantischen Kindern besucht, da in Ankündigungen und Berichten der konfessionelle Charakter geschickt verschleiert wird und in äußerst kluger Weise die Gefühle Andersgläubiger geschont werden.

Auch die Nationalitäten beginnen in neuerer Zeit, eigene Schulen für sich zu beanspruchen, und in einzelnen Gegenden der Vereinigten Staaten haben die Deutschen Erfolge erzielt. Doch verlangt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten meistens das Englische als obligatorische Unterrichtssprache und in verschiedenen Staaten mit Schulzwang werben nur Schulen mit englischer Unterrichtssprache als vollgültig angesehen.

Die Privatschulen erheben hohe Schulgelder und haben dadurch einen exklusiven Charakter für die Kinder reicher Leute. In der öffentlichen Schule sieht der Sohn des Millionärs neben dem Arbeiterkind, der Gouverneursohn neben dem Sohn des Pferdebahnkutschers: so verlangt es das demokratische Prinzip.

Endlich werden theils aus privaten, theils aus öffentlichen Mitteln auch Handelschulen, Handwerkerschulen und sonstige Fortbildungsschulen unterhalten. Für Reger- und Indianerkinder ist zum Theil in besonderen Schulen gesorgt und eben so geschieht in neuerer Zeit auch Manches für den Unterricht der Chinesen Kinder. Bewundernswert sind die vielen Anstalten für Kinder mit gewissen Anomalien. Im Jahre 1896 bestanden 51 Staatsschulen für taube Kinder (Internate). Dazu kamen noch 20 sogenannte „Tageschulen“ für taube Kinder (Externate); ferner 16 Privatschulen für Taube. Für blinde Kinder gab es 37 Schulen, 18 öffentliche und 10 Privatanstalten sorgten für geistig zurückgebliebene Kinder.

Der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist unentgeltlich; auch die Unterrichtsmittel werden unentgeltlich geliefert und selbst die Kinder der Wohlhabenden und Reichen bezahlen kein Schulgeld. Das verlangt das demokratische Prinzip der Free School oder Common School. Die einstweilen nicht sehr bedeutende sozialistische Arbeiterpartei geht in ihren Ansprüchen noch weiter und fordert, der Staat solle, um den Schulzwang wirksam durchzuführen, auch Kleider und Essen liefern, wenn die Eltern dazu nicht im Stande sind; einzelne Sozialisten

verlangen eine Ausdehnung des Schulzwanges bis ins einundzwanzigste Lebensjahr. In Colorado finden alle tauben und blinden Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren unentgeltliche Aufnahme in die staatliche Taubstummen- und Blindenanstalt von Colorado Springs, eben so Kinder mit geschwächtem Seh- oder Hörvermögen. Die Anstalt liefert außer Pension und Unterricht auch Wäsche, Bücher und sonstige Unterrichtsmittel, — Alles ohne Ausnahme unentgeltlich.

Die Kosten des Schulwesens werben zum Theil durch Steuern, zum Theil aus den Einkünften der Schulen selbst aufgebracht. Durch Gesetz sind vielen Schulen als Eigenthum Ländereien zugewiesen worden, deren Erträgnisse bedeutend sind. Im Jahre 1890 beliefen sich die Gesamteinnahmen der amerikanischen Schulen auf etwa 140 Millionen Dollars, davon 102 Millionen aus Steuern, 26 Millionen aus Schuleigenthum. Die Ausgaben waren ungefähr 130 Millionen Dollars, davon Gehälter 89 Millionen, Bau- und Unterhaltskosten 24 Millionen, für Bibliotheken und Unterrichtsmittel etwa 1 700 000. Für den Elementarschulunterricht wurden 1890 pro Kopf der Bevölkerung 2,24 Dollars aufgewandt, also etwas weniger als im Königreich Sachsen (2,28) und erheblich mehr als in Preußen (1,86). In den westlichen Theilen der Union fanden 3,34 Dollars auf den Kopf der Bevölkerung. Es ist charakteristisch für Nordamerika, daß Staaten, die wir zu den umfunktivsten rechnen, so hohe Beträge für ihre Bildungsanstalten ausgeben. Neben Massachusetts mit seiner verhältnismäßig alten Kultur zeichnen sich Colorado, Montana und das junge Nevada durch ihre Auswendungen für Schulzwecke aus.

Knaben und Mädchen werden vielfach zusammen erzogen; man bezeichnet das als Co-education. Dieser gemeinsame Unterricht ist auf dem Lande häufiger als in Städten und, was die Städte anbetrifft, im Westen häufiger als im Osten. Manchmal sind die unteren Klassen gemeinsam und die höheren getrennt. Schädliche Folgen dieses Systems für die Moralität hat man nicht beobachtet.

Als besonders vorzüglich gilt der amerikanische Anschauungsunterricht. Objekte naturwissenschaftlicher Demonstration und sonstige Gegenstände werden den Kindern gezeigt und in die Hand gegeben, damit sie sich in der Betrachtung üben, sie beschreiben und nachbilden. Praktische Bedürfnisse werden berücksichtigt, z. B. wird das Schreiben von Bewerbungen um irgend eine fangreiche Vakanz geübt. Einzelheit ist in neuerer Zeit auf private Initiative Unterricht im Kochen und im Haushalt für Mädchen eingeführt worden. Wie in Frankreich der Donnerstag, in Deutschland der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag von Schulstunden frei gehalten wird, so ist in Amerika der Sonnabend frei, während an den anderen Tagen vor- und nachmittags unterrichtet wird. Die Last der häuslichen Arbeiten ist im Allgemeinen gering. Die Zahl der Schultage ist in den verschiedenen Theilen der Union sehr verschieden; sie schwankt gewöhnlich zwischen 160 und 91. Doch gibt es Orte mit 200 und mehr Schultagen und andere, wo kaum zwei Monate im Jahre Schulunterricht erhalten wird.

Vielfach wird über Überfüllung der Schulen geklagt. Für Brooklyn z. B. ergibt eine Statistik für das Jahr 1893 377 Klassen: 231 davon mit 60 bis 70 Schülern, 65 mit 70 bis 80, 22 mit 80 bis 90, 18 mit 90 bis 100, 2 mit 100 bis 110, 16 mit 120 bis 130, 4 mit 130 bis 140, 2 mit 140 bis 150, eine sogar mit 158 Schülern. Die Zunahme der schulpflichtigen Kinder im Jahre 1895 betrug über 5000. Es wurden aber nur 1800 neue Plätze geschaffen.

Was die Lehrer und Lehrerinnen betrifft, so sind sie gewöhnlich auf besonderen Anstalten, den sogenannten Normal schools, vorgebildet. Der Besuch dieser besonderen Anstalten verpflichtet in vielen Fällen zu einer mehrjährigen Lehrtätigkeit in einer bestimmten Stadt oder in einem bestimmten Staat. Es gibt aber auch Lehrer mit einer weit höheren Vorbildung, die die Universitäten besucht haben. Auf die Anstellung und Entlassung der Lehrer war früher das Parteiwesen nicht ohne Einfluß; zumal in New York zur Zeit des Tammany-Hinges. Heute ist die Anstellung vielfach einem Board of education überlassen, der sich an einigen Orten mit Erfolg von den Parteien emanzipiert hat.

Bei der Volkszählung von 1890 betrug die Zahl der Schüler 14 374 000, die Zahl der Lehrerinnen 271 000 und die der Lehrer 152 000. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Lehrerinnen unter der weißen Bevölkerung relativ viel größer ist als unter den farbigen. Unter den Farbigen wirkten 14 354 männliche und 10 860 weibliche, unter der weißen Bevölkerung 137 656 männliche und 260 059 weibliche Lehrer.

Auch höhere Knaben werden vielfach von Lehrerinnen unterrichtet. Die Gehälter sind sehr verschieden. Es wird behauptet, daß sie in Colorado am höchsten sind. Das Durchschnittsgehalt in Pennsylvania soll 44 Dollars im Monat, in Colorado für Lehrerinnen 50, für Lehrer 70 Dollars sein. Auf dem Lande sind natürlich die Gehälter durchschnittlich geringer als in den Städten und es kommt auch heute gelegentlich noch vor, daß ein Gewerbetreibender, der beschäftigt ist, auf einige Monate das Lehramt übernimmt. Eine Art von Pensionberechtigung ist unbekannt.

Die Behandlung der Schüler läßt ihnen eine höhere Selbständigkeit als bei uns. Körperstrafen sind verboten.

Ich glaube, daß die Volkschulbildung in Deutschland durchschnittlich höher steht als in den Vereinigten Staaten, und für zweifellos halte ich das, wenn man die farbige Bevölkerung mitberücksichtigt. Aber selbst wenn wir nur die weiße Bevölkerung vergleichen, steht meines Erachtens Deutschland höher. Die mangelhafte Durchführung des Schulzwanges in den Vereinigten Staaten trägt daran die Schuld. Doch hat man in den Vereinigten Staaten und auch sonst im Auslande allmählich Fortschritte gemacht, hinter denen das deutsche Volksschulwesen vielfach zurückgeblieben ist. Auch ist das Ansehen des deutschen Volksschulwesens im Auslande zurückgegangen; oft genug werden die Schweiz, Norwegen und Schottland auf diesem Gebiet der Kultur vor Deutschland genannt. Auch unterscheidet man in Deutschland selbst; so werden Baden und Sachsen oft vor Preußen gestellt. Mit Selbstäusserungen kommen wir über die bedauerliche Thatsache nicht hinweg, daß Deutschland vom anderen Nationen eingeholt, wenn nicht überholt worden ist; die Vereinigten Staaten drohen uns zu schlagen und sogar Frankreich, so behaupten Fachleute, stände auf dem Punkte, unsere Volksschulen zu überflügeln. Es ist zu wünschen, daß etwas von dem führen Vorwärtsstreben, das sich in Nordamerika betätigkt, auch bei uns wieder einführe, damit wir neben politischen nicht auch kulturelle Einbußen erleiden.

Dr. Albert Moll.

Selbstanzeige.

Yule and Christmas: Their Place in the Germanic Year. London,
David Nutt, 270 Strand. 1899. Preis 21 Mark.

In meiner „Geschichte der deutschen Weihnacht“ (Leipzig 1893) habe ich die Entwicklung des deutschen Christfestes als einer vollständlichen Feier im Wesentlichen vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt, mich dagegen über seine Vorgeschichte außerhalb des fünfundzwanzigsten Dezembers nur ganz kurz ausgelassen. Diese Vorgeschichte von der prähistorischen gemein-germanischen Zeit bis etwa zum vierzehnten Jahrhundert ist der Stoff des vorliegenden Buches, das in vornehmter Ausstattung zu einem verhältnismäßig hohen Preise in nur hundertundsebenzig Exemplaren in den Handel kommt. Um die richtige Grundlage für die Beurtheilung des Eintrittes der christlichen Feier von Jesu Geburt in das germanische Jahr zu gewinnen, war zunächst dieses selbst zu untersuchen und der ganze Wust falscher Vorstellungen darüber, den wir Karl Weinhold verdanken, zu beseitigen. Dann war die Annahme des römischen Kalenders durch die Germanen, die mindestens zum Theil noch in das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt, und ihre Wirkung auf das germanische Jahr zu behandeln und schließlich der Umschwung darzustellen, den die Annahme des Christenthumes in Brauch, Glaube und Sage hervorrief.

Dabei hat sich als unzweifelhaft eine Sechsteilung des Jahres bei den Germanen herausgestellt, — mindestens für die Zeit, in der sie mit den Römern in Berührung traten, obgleich auch diese Sechsteilung aus dem Morgenland entlehnt und kein heimisches Erzeugnis ist. Die Jahressechstel hatten germanische Namen. Mehrere davon sind uns erhalten. Dagegen faunten die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern weder Monatsnamen noch benutzten sie den Mondlauf zur Jahressechteilung. Das germanische Jahr begann Mitte November und hatte Mitte Januar, März, Mai, Juli und September seine Theileinschnitte, unter denen die des März und Juli als Drittellungen und der des Mai als Halbirkung eine besondere Rolle spielten. Die Skandinaber dagegen begannen ihr Jahr nach ihrer Einwanderung nach dem Norden, Mitte Oktober, und halbirteten es Mitte April. Ein fest germanischer Jahresrechnung ist uns bereits im Jahr 14 unserer Zeitrechnung und dann wieder 578 bezeugt. Es lebt im Martinstag fort, der in dem gesamten germanischen Sprachgebiet der älteste und festeste Termintag ist und im Mittelalter noch allgemein als Beginn des Wirthschafts- und Steuerjahres benutzt wurde. Erst seit dem zwölften Jahrhundert tritt der Michaelstag in ganz leisen Wettkampf mit Martini, den der das Jahr viertheilende römische Kalender betonte und der mit Weihnacht, Ostern und Pfingsten eine nothdürftige Jahresviertelung zu Stande brachte.

Unser Sonnenjahr, das in allen wesentlichen Zügen das römische ist, dessen Namen es auch in der gesammten Kulturmenschheit noch fortschleppt, gründet sich auf die Beobachtung von Solstitien und Aquinoctien. Davon wußten unsere Altvorfahren trotz der wiederholten Versicherung Karls Weinhold nichts: ja, sie hatten nicht einmal Namen für diese Dinge, sondern erst nach der Spaltung der Stämme schuf sich ein jeder seine eigene Ueberzeichnung der beiden lateinischen Wörter. So fällt die Möglichkeit fort, daß sie die Sonnwendtage durch ein Fest gefeiert

hätten. Das ganze Mittelalter kennt übrigens nur einen Sonnwendtag, den der Sommersonnenwende; auf die Mitte des Winters wird das Wort niemals angewendet. Das älteste Fest aber, das wir bei den germanischen Stämmen mit römischer Nachbarschaft im Winter finden und über das wir durch die Acta Conciliorum gut unterrichtet sind, trägt bis in seine besondersten Einzelheiten durchaus die Merkmale der römischen Januarkalendefeier, deren einzelne Rüge bei ihm genau und fast vollständig wiederlebten. Das gilt auch von der Einrichtung eines sogenannten Schichalstisches, der von unseren Mythologen immer als ein Totenopfer aufgefaßt worden ist und aus dem man auf ein germanisches Totenfest um die Mitte des Winters geschlossen hat. Berichtet uns doch der Kirchenvater Hieronymus in seinem Jesajaf Kommentar, daß dieser Brauch von der ganzen lateinischen Welt, von Egypten bis Rom, am letzten Tag des Jahres geübt wurde. Das Wort Jul selbst bedeutet ursprünglich — und noch bis in die geschichtliche Zeit hinein — ein germanisches Jahresstück vom Mitte November bis Mitte Januar und überhaupt kein Fest. Erst ganz spät wird es für das in diese Zeit fallende Fest der Jesu Geburt der christlichen Kirche gebraucht.

Die Entstehung des Festes der Geburt Jesu im Jahre 333 in Rom ist bekannt; weniger aber die Ausbildung obszöner Kulte der Mutterchaft in der römisch-gallischen Kirche, die an die Neujahrsfeste der römischen Kalendefeier anknüpfte und mehr als eine Synode zum Einschreiten veranlaßte. Auf diesem Boden erwuchs die Bezeichnung der Geburtnacht des Weltheilands als „Nacht der Mutter“, die uns durch Beda vermittelt worden ist, wenn auch mit germanischer Deutung aber jedenfalls mit einer Abweisung als einer kirchlichen Einrichtung.

Über die Ausbildung einer eigenen christlichen Weihnachtslegende und eines besonderen kirchlich-volksbürtigen Weihnachtsglaubens, über Weihnachtsgeschichte, Weihnachtswunder und Weihnachtsträume; über die Parallelentwicklung auf skandinavischem Boden und die Ausbildung der Grundlagen der modernen Weihnachtsfeier wird man in meinem Buch alle wichtigen Daten und Thatsachen finden.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Semestralbilanz.

Sie deutsche Geschäftswelt kann mit der ersten Hälfte des Jahres zufrieden sein. Auf einen eben so günstigen Verlauf der zweiten Jahreshälfte rechnen nicht nur unsere Industriellen und Kaufleute, sondern auch die Wertpapierkreise. Aber während die Finanzspruchnahme der Fabriken und die Nachfrage am Markt sich für lange Fristen im Voraus übersehen lassen, gibt es keine Thatsache, die dem heutigen Kursmiveau der Industriepapiere irgend welche Dauer verbürgt. An-

jälle des Publikums, jolchen gleich, denen der Bergsteiger auf schwindender Höhe ausgekehlt ist, unwillkürliche Vergleiche mit den niedrigen Preisen der zweifellos sicherern Staatspapiere, Nebersättigung und Erbrechen der Spekulation: Das und Anderes mehr kann in der Zeit vom Juli bis zum einunddreißigsten Dezember seine Rolle spielen. Freilich, der Optimismus, der heute so glänzende Triumphe feiert, hat in diesem Jahre schon verschiedene Beschrückungen überwunden, die wohl begründet schienen: an keinem einzigen Börsentage sind Industriepapiere unverkäuflich geblieben, die vorübergehenden Geldversteifungen sind jedesmal wieder größerer Abundance gewichen; und so viele wissenschaftliche Expeditionen ausgefüllt worden sind, um die Quellen des Rils zu entdecken, es wäre eine dankenswerthe Gelehrtenarbeit, den stets von Neuem liegenden Quellen unseres Geldstandes nachzuforschen. Sie sind und bleiben geheimnißvoll; und der tiefe Stand unserer Staatspapiere erklärt noch lange nicht Alles. Einige Leute machen sich die Erklärung allerdings sehr leicht! Sie berechnen die fünfzehn Prozent, um die die deutschen Bonds seit nunmehr zwei Jahren zurückgegangen sind, von der Gesamtkasse über wenigstens von den preußischen Konsols und der Reichsanleihe und übertragen die herausgerechneten Millionen einfach auf das Konto der industriellen Beteiligungen. Ein drolliger Irrthum! Als ob die Gesamtsumme zu den niedrigeren Kursen umgesetzt worden wäre und nicht vielmehr die Kurssnotiz nur für den verschwindend kleinen Bruchtheil entscheidend wäre, der zum Verkauf kommt. Anders natürlich bei Getreide, das, seiner Natur nach zum Konsum bestimmt, verkauft werden muß, während gute Rentenwerthe doch fest angelegt und nur in besonderen Fällen wieder abgegeben werden. Auch Strikes, die anfangs bedrohlich genug aussahen, haben eine bemerkenswerth schnelle Erledigung gefunden. So weit die Arbeitgeber dazu beitragen, haben sie in ihrem eigensten Interesse gehandelt; und auch die Arbeiter haben allen Anlaß, ihrem Meute die jetzige so glänzende Konjunktur nicht entgehen zu lassen, d. h. lieber im Frieden etwas zu erlangen, als durch Unterbrechung der Arbeit die ihnen förderliche Anspannung der Industrie zu lähmeln. Hoffentlich wird diese läbliche Tendenz zu gegenseitigen Kompromissen durch die Debatte über die Buchthausvorlage noch geförderd werden, nachdem selbst die nationalliberale Partei, die so weite Kreise unserer Großindustrie vortritt, zur gerechteren Behandlung der arbeitenden Bevölkerung aufgefordert hat. Viehen unsere Börsen sich sonst Arbeitendifferenzen wenig ansehnlich, so konnte man sich doch nicht ganz gleichgültig stellen, als plötzlich der Telegraph aus den Ruhrbezirken von Verwundeten und Toten melsete. Noch dazu stand gerade der Ultimo vor der Thür und die Roth der Prolongation kam zu dem Schreden über die blutigen Ausschreitungen hinzu. Dach die Strikenden nicht Deutsche, sondern Polen sind, sollte nicht fortwährend mit solcher Empfase betont werden, denn in Rheinland-Westfalen lebt eine polnische Arbeitermannschaft, die ungleich größer ist als die Zahl der Ausständigen. Von Vortheil wird das aufrührerische Verhalten dieser undisziplinierten Elemente natürlich der Einwanderung aus dem Osten nicht sein, allein jede Hand in unseren Ruhrbezirken ist nötig. Erhalten doch viele Besteller seit Monaten kaum achtzig Prozent der von ihnen bestellten Kohle und laut Briefen, die ich einzusehen Gelegenheit hatte, schämen die lieferungspflichtigen Betheil mit Vorliebe Arbeitermangel und Betriebsstörungen als Ursachen vor. Sehr natürlich, denn Beides gilt nach den

Vertragssklaujeln der Zechen als „höhere Gewalt“ und hebt jede Verpflichtung zur Nachlieferung, geschweige denn zum Schadensersatz, auf. Über die Händler glauben nicht recht an jene ja so schwer nachweisbaren Zwischenfälle, sondern klagen laut oder leise, daß die ihnen vorenthaltenen Kohlen zu Rols vermahlen werden. Denn das Kotsyndikat wird als rücksichtloser Mahner vom den säumigen Zechen ganz anders gefürchtet als ein einzelner Kaufmann der Kohlenbranche. Weine fürglich an dieser Stelle aufgeworfenen Zweifel, ob unsere Gruben überhaupt im Stande seien werden, einen gleichmäßig stark zunehmenden Bedarf an Kohlen und Rols zu decken, werden jetzt in Fachkreisen getheilt. Selbst die schönsten Preisangebote können schließlich über eine gewisse Grenze der Leistungsfähigkeit nicht hinausführen. Eines der hervorstechendsten Momente des verflossenen Halbjahres lag denn auch in dem planmäßigen Bestreben der Hütten, sich durch den Ankauf von Kohlengeschen unabhängig zu machen. So weit solche Zechen aber auf Jahre hinaus als Syndikatmitglieder gebunden sind, dürfte es ihnen schwer werden — sowohl Hertenkrupp wie dem Hörder Bergwerk und dem Stahlwerk Hoesch — sich des Segens ihrer neuen Besitzthümer zu erfreuen. Wenn übrigens vom Syndikat jetzt auf die Zechen der Rheinsystemen in Ruhrort und Duisburg hingewiesen wird, die sich ebenfalls zu binden hatten, so trifft der Vergleich nicht zu. Häuser wie Hamiel oder Stinnes handeln mit Kohle, würden also mit eigenen Förderungen ohne Bindung den Marktpreis beeinflussen. Anders die Hütten, die lediglich einen Selbstverbrauch haben. Auch nach anderen Richtungen hin suchen unsere Werke sich unabhängig zu machen. Das Wittenet Gußstahlwerk hat einen fast noch neuen Hochofen im Siegelschen erworben, um sich vom Roheisen syndikat zu emanzipieren. Der Kaufpreis, allerdings in jungen Aktien, soll in ein oder zwei Jahren einzubringen sein; man rechnet also in diesen Kreisen für die nächsten Jahre auf eine Verschärfung der Eisennoth. Wer heute Roheisen kaufen will, muß sich an die Händler wenden. Diese verkaufen merkwürdiger Weise noch immer beträchtliche Posten recht schlank, müssen also trotz der allgemeinen Roth Vorräthe haben und auch den heutigen Preisstand für hoch genug ansehen, um mit ihren Vorräthen nicht zurückzuhalten. Der alte Gegensatz zwischen Händlern und Produzenten!

Also: die ersten sechs Monate des Jahres haben auf fast allen Gebieten der Industrie vollauf befriedigt, ja selbst die höchsten Erwartungen übertroffen; und nur der fernere Stehende — gerade deshalb wohl objektiver Denkende — wirft die sorgenvolle Frage auf, was eines Tages aus allen den Erweiterungen und Neugründungen für den inneren Markt werden soll, die der gestiegerten Konjunktur zu danken sind. Einzig unsere elektrischen Betriebe dürften mit Sicherheit das in sie gesteckte Geld vom Auslande wieder hereinholen, dagegen haben wir z. B. in unserer ganzen Textilindustrie, mit Ausnahme einiger älterer Branchen, nichts Neues geschaffen, wodurch uns fremde Verbraucher tributär würden. So lange das Publikum aber den Industriepapieren seine bisherigen Sympathien bewahrt, dürfte das Börsengeschäft unverändert fest bleiben. Es sieht alles solider aus als in den Gründerjahren, — vielleicht hat aber die Unsolidität auch nur andere Formen angenommen.

Die Banken streichen reiche Gewinne ein und folgen der Industrie durch Dick und Dünn. Dafür haben sie auch die Ehre, den Franzosen als Beispiel vorgeführt zu werden, während man allen Grund zu der Annahme hat, daß

die Herren Direktoren und Aussichtsräthe in Berlin ihre Kräfte doch bedenklich über-schäben. Die Diskontogesellschaft wird ihre Filiale in London bald eröffnen; sie habe noch nicht gemietet, lautete das unmöglich verständliche Dementi. Die Österreichische Kreditanstalt vermehrt ihr Kapital, das seit nunmehr dreißig Jahren das selbe ist. Wenn sie damit ohne Weiteres in die Reihe der modernen Insti-tute zu treten vermeint, so dürfte ihr dazu nur eine moderne Industrie fehlen. Wie zurückgeblieben die industriellen Verhältnisse in Österreich sind, hat man erst kürzlich bei der Gründung der großen Maschinenfabrik von Scoda in Pilzen gesehen. Trotz den zehn Prozent Dividende, die das Unternehmen abwirft, ist es der Kreditanstalt noch möglich gewesen, die etwa fünfzehn Millionen Mark Aktien al pari zu erhalten. Bei uns würde ein Großindustrieller gleichen Ranges mindestens hundertunddreißig fordern und auch durchsehen. Auch der Eintritt der Firma Mendelsohn in die Rothschildgruppe soll angeblich in erster Reihe der Österreichischen Kreditanstalt zu Gute kommen. Aber wie? Mendelsohn ist doch das einzige große berliner Bankhaus — vielleicht daher auch das reichste —, das sich die Industrie möglichst fern hält und nach alter Art arbeitet! Für die steigende Bedeutung der berliner Börse ist charakteristisch, daß die ganze starke Hause in Kreditaktien über Berlin ging. Wien hatte — besonders seit Franz Josephs Herzengriff — allerdings kräftig gefizt, aber die Deckungen waren doch nur bei uns möglich.

Der Anlagenmarkt hat sich bekanntlich auch in diesen ersten sechs Monaten weiter rückwärts entwickelt. Während die neuen Konjols und die neue Reichsanleihe, die zu hoch emittiert waren, sehr bald auf ihren wirklichen Börsenwert zurückgingen, haben jetzt umgekehrt die neuen Sachsen und Hessen, die relativ billig emittiert waren, ihren Kurs bereits erhöhen können. Die Ablehnung der Mündelsicherheit für die Pfandbriefe der preußischen Hypothekenbanken wird wenig helfen. Nicht einmal die Kurse der Hypothekenbank-Aktien sind von den Nieden Miquels und Schönsteins irgendwie erschüttert worden; und deren Kurse sind im Verhältnis zu den Kursen anderer Bankaktien sogar recht hoch zu nennen.

Eine Vergleichung der Kurse des zweiten Januar mit den Kurzen des ersten Juli ergibt Folgendes: Dreihunderthalbprozentige Reichsanleihe verlor über $3\frac{1}{4}$ Prozent, dreiprozentige Konjols verloren etwa $4\frac{1}{2}$ Prozent, dreiprozentige Bayerische Staats-Eisenbahn Anleihe und dreiprozentige Hessen verloren über 6 Prozent, während die dreiprozentigen Elsfach-Vöhringer, die in den Reichslanden selbst liegen, um $4\frac{1}{4}$ Prozent gefallen sind. Deutsche Reichsbank — man kennt die Ursachen — notiren um etwa 8 Prozent niedriger. Unsere sonstigen Bankaktien haben sich nur um wenige Prozente nach unten oder oben verändert. Selbst Österreichische Kredit haben sich trotz ihrer enormen Steigerung in der letzten Juniwoche im Vergleich zum Jahresbeginn nur um 7 Prozent gehoben. Schweizer Bahngesellschaften verloren etwa 11, Mittelmeerbahn stieg um 9 Prozent. Dagegen gewannen Bochumer 51, Lauta 43, Harpener 28, Gelsenkirchen 22 Prozent. Der Privatdiskont betrug am ersten Januar $4\frac{1}{2}\%$, am ersten Juli $3\frac{1}{8}$ Prozent.

Pluto.